Frauen-Erleben und Frauen-Gestalten bei Heinrich von Kleist

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
genehmigt von
der Philosophischen Fakultät der
Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin

Von
Kurt Semela
aus Berlin

Tag der Promotion: 27. Juli 1934
Tag der mündlichen Prüfung: 22. Februar 1934

Druck: Paul Brandel, Berlin N 24

58

Referenten: Prof. Dr. Max Herrmann
Prof. Dr. Julius Petersen.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Dem Menschen und Lehrer
Herrn Professor Dr. Max Herrmann
in Dankbarkeit und Verehrung

Inhaltsübersicht

I. Teil. Seite

Die Kleistische Wirklichkeit und das Frauen-Erleben.

§ 1: Abgrenzung des Themas. 7
§ 2: Material und Methode. 8
§ 3: Ausführung:

1. Kapitel: Die Wilhelminenbriefe: 10
   1. Der rationalbedingte Kleist. 10
   2. Der Kleist der Übergangszeit. 12
   3. Der intuitive Kleist. 17
2. Kapitel: Die Ulrikenbriefe. 21
3. Kapitel: Die Marienbriefe. 27
4. Kapitel: Die Henriette Vogel-Briefe. 31
5. Kapitel: Brief an Karoline von Schlieben und andere. 34
6. Kapitel: Kleists allgemeine Anschauung von der Frau. 35

§ 4: Ergebnis des I. Teiles. 39

II. Teil.

Der Erlebnisgehalt in den Frauen der Kleistdichtung.

§ 1: Eigengesetzlichkeit der Charaktere in Beziehung zu ihrem Erlebnisgehalt. 43
§ 2: Ausführung.

1. Kapitel: Die Frauen in der „Familie Schroffenstein". 44
2. Kapitel: Alkmene im „Amphitryon". 48
3. Kapitel: „Das Erdbeben in Chili" und „Der Findling". 53
4. Kapitel: „Die Marquise von O." 55
5. Kapitel: „Die Verlobung auf San Domingo", „Der zerbrochene Krug" und „Der Zweikampf". 58
6. Kapitel: „Penthesilea." 62
7. Kapitel: „Das Käthchen von Heilbronn." 67
8. Kapitel: „Die Hermannsschlacht." 71
9. Kapitel: Natalie in „Prinz Friedrich von Homburg". 73

§ 3: Ergebnis des II. Teiles. 76

III. Teil.

Zusammenschau von Leben und Dichtung. 78

I. TEIL

Die Kleistische Wirklichkeit und das Frauen-Erleben

§ 1. Abgrenzung des Themas.

Jedes Erlebnis stellt einen Bewußtseinsinhalt dar, der auf psychischem Wege als Intuition dem Menschen zugeflossen ist. Das Objekt des Erlebens ist somit geschaut, nicht als Ergebnis denkender Beschäftigung begriffen. Wenn man unter den Erlebnissen die Summe der Bewußtseinsinhalte versteht, die innere Schau, dann ist das Erleben mehr oder minder die tätige Handlung selbst, die auf das Erlebnis gerichtet ist.

Wenn die Frau Objekt des Erlebens durch den Mann sein soll, dann ist erst die Frage nach der Einheitlichkeit ihrer Erscheinung zu stellen. In philosophischem Sinne ist der Begriff der Frau wohl einheitlich zu fassen, das tätige Leben aber kennt nur Mannigfaltigkeiten. Das Leben offenbart die Frau in den Formen der Mutter oder der Geliebten, wenn ich vorerst nur die wesentlichsten und entgegengesetzten Erscheinungsformen der Frau herausstelle. Eine Mutter erlebt man in ganz anderer Weise als die Geliebte. Im Mutter-Erleben ist die Geborgenheit, das Zuhausesein wesentlich, auch wenn nicht jede Mutter ihrem Kind dieses Gefühl schenken wird. Das Geliebten-Erleben findet dagegen im Ich-Du-Verhältnis der Erotik seinen letzten Ausdruck. In diesen beiden Formen allein erschöpft sich bei weitem nicht der Lebensbegriff der Frau, läßt sie sich doch außerdem z. B. als Schwester, als Kameradin erleben. Hier fehlen alle jene Bedingungen, um derentwillen eine Mutter oder eine Geliebte wesentlich ist. Das Interesse ist nicht so drängend, vielleicht eine Stufe näher zum Allgemeinmenschlichen. Trotzdem ist das subjektive Interesse aneinander noch stark genug, sonst könnte man kaum von einer Bindung sprechen. Die bisher erwähnten Erscheinungsformen der Frau setzten eine unbedingte Gemeinschaft, eine tatsächliche Hinwendung auf die zu erlebende Frau voraus. Schließlich ist noch ein Erleben auf die Frau hin in völliger Gelöstheit von ihr möglich, ohne jede persönliche Beziehung. Das wäre die Form, in der man gewissermaßen das Phänomen Frau erlebt, das sich in der tiefen Gegensätzlichkeit von Mann und Frau offenbart. Also ein Erleben, durch das einem bewußt wird, wie ganz anders die weibliche Seele ist denn die männliche.

Mir kommt es bei dieser Skizzierung nicht auf eine erschöpfende Vollständigkeit an. Herausgreifen wollte icht nur die wesentlichsten Formen. Weiterhin ist doch die Frage nur zu berechtigt: Gibt es wirklich und eindeutig eine bestimmte Erscheinungsform, in welcher die Frau vom Mann erlebt wird? Zweifellos wird das Leben in seiner unerfaßbaren Mannigfaltigkeit auf eine

Verschmelzung mehrerer Formen drängen.

Diese Verschiedenheit im Erleben, das Abweichen von einer bestimmten Erscheinungsform erklärt sich aus der wechselnden Einstellung der Menschen und noch mehr der Lebenssituationen, die stets den Menschen beeinflussen.

Der Mann, der eine Frau erlebt, wird sie also nicht nur als Geliebte oder als Mutter oder als Kameradin empfinden, sondern viel eher in jener mehrdeutigen Erlebnisform, die mehrere erlebnishafte Beziehungen in sich begreift.

Wie Kleist nun die Frau in sich erlebt, bis zu welchem Grade und in welcher Form, das ist Gegenstand dieses ersten Teiles.

§ 2. Material und Methode.

Der erste Teil dieser Untersuchung benutzt als Quelle ersten Ranges den fünften Band der Kleistwerke herausgegeben von Erich Schmidt im Verein mit George Minde-Pouet und Reinhold Steig[1]). Für diese Briefsammlung brachte späterhin Minde-Pouet mehrere neue Kleistbriefe[2]) bei. Und erst kürzlich bereicherte H. Wünsch durch einen glücklichen Fund den noch immer lückenhaften Schatz der Kleistbriefe[3]). Für Kleists letzte Tage stand uns außerdem ein Hoffmann-Fund[4]) in Gestalt zweier Kleistischer Lebensdaten zur Verfügung. Die sogenannten „Kleistgespräche"[5]) als Quelle zweiten Ranges ergaben für unser Thema nichts, was nicht schon deutlicher und klarer aus den Kleistbriefen hervorging. Ich habe deshalb stets nur die erstrangige Quelle zitiert. Eine Quelle dritten Ranges in Form einer eingehenden Darstellung besteht zur Zeit nicht. Franziska Füller[6]) die das psychologische Problem der Frau bei Kleist untersucht, beschränkt sich auf die Dichtung und wirft nur vereinzelte Blicke auf das Kleistleben, um sich von dort die Bestätigung ihrer Ansicht zu holen. Außerdem zielt die Füllersche Problemstellung lediglich auf das Psychologische. Auch hier zeigt sich von vornherein eine Beschränkung, die eine Betrachtung der Frau als ein geistiges Problem außer Acht läßt.

Zur Arbeitsmethode ist folgendes zu bemerken:

Jeder Brief ist nur dann etwas Tatsächlich-Gegebenes, eine Realität, wenn man sowohl die Situation kennt, die ihn bedingt, als auch den Empfänger, auf den Kleist beim Schreiben schaut. Recht eigentlich bei Kleist muß man diese Vorsichtsmaßregeln be-

---

[1]) [2]) [3]) [4]) [5]) [6]) Nur einmal zitierte Werke werden an dieser Stelle aufgeführt, mehrmals zitierte siehe Literaturverzeichnis letzte Seite.

achten, denn die Kleistische Mitteilung oder Offenbarung ist ungemein differenziert je nach dem Menschen, an den der Brief gerichtet ist.

Allein dieser Grund hat schon genügend Beweiskraft, um die Notwendigkeit einzusehen, das gesamte uns vorliegende Briefmaterial Kleists nach einzelnen Empfängern zu sondern. Außerdem kann als Frucht dieser Differenzierung auf einzelne Empfänger eine mögliche Entwicklung des Kleistischen Frauenerlebens viel eher wahrgenommen werden.

Selbstverständlich müssen Parallelen zu den einzelnen Briefkomplexen gezogen werden, die besonders durch Kleists „Ideenmagazin" nötig werden: seine Vorliebe und Eigenart, Wendungen und sogar ganze Abschnitte in mehreren Briefen für verschiedene Empfänger zu gebrauchen. Eigentlich müßte dieser Untersuchung eine Voruntersuchung vorausgehen, die eine schwerwiegende Frage löst: Ist Kleists Briefschreiben ein wirklicher Ausdruck seines Lebens? Hat man das Recht, aus den Kleistbriefen das Kleistische Frauenerleben, wie es konkret in seinem Leben bestand, zu deuten? Gewiß wirkt dieser Einwand zuerst deprimierend auf den Untersuchenden, aber dann löst sich dieses Unbehagen, wenn er jeden Brief daraufhin abhorcht, ob auch der Herzschlag des Schreibers zu hören ist. Und wenn er den Herzschlag hört, ob stark oder schwach, dann wird er mit ruhiger Verantwortung bekennen: dieser Brief ist ein Lebensdokument, ist ein fühlbarer Ausdruck des Lebens.

Gewiß gibt es eine letzte tiefste Identität zwischen dem Menschen und seiner Äußerung nie; denn was einst in der Seele lag und was den Weg nach draußen fand, es ist nie das Gleiche, weil der Weg so manches hinzugibt. Aber wer bescheiden und mit Vorsicht das Aussagen eines Menschen von sich und von andern anhört, den schauen doch auch die Augen des anderen an.

§ 3. Ausführung.

1. Kapitel: Die Wilhelminen-Briefe.

Die Briefe an Wilhelmine von Zenge, Kleists Verlobte, haben in der Kleist-Briefsammlung schon äußerlich eine besondere Geltung. Von Kleists Schwester Ulrike abgesehen, ist Wilhelmine wohl am häufigsten Empfängerin von Kleistbriefen. (Wobei allerdings die unvollständige Überlieferung zu berücksichtigen ist).

Auf eine Zeitspanne von ungefähr 1½ Jahren erstrecken sich diese Wilhelminen-Briefe. Die Länge der Zeit macht eine Entwicklung des Kleistischen Frauen-Erlebens sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß Kleist bei seiner Jugendlichkeit mitten in der Entwicklung stand.

1. Der rationalbedingte Kleist (Ende 1800).

Schon die ersten Briefe an Wilhelmine verraten die bestimmte Eigentümlichkeit, unter der seine Beziehung zu diesem Mädchen steht. „Aber darf ich meinen Augen und meinen Ohren, darf ich meinem Witze und meinem Scharfsinn, darf ich dem Gefühle meines leichtgläubigen Herzens . . . trauen?“[7]) Es ist wohl von Beginn an eine große Unsicherheit in diesem Bund, die aus Kleist spricht. Er verlangt von Wilhelmine das schriftliche Bekenntnis ihrer Liebe zu ihm, das ihm „einen Augenblick, voll der üppigsten und innigsten Freude bereiten“[8]) würde. Dieser Unsicherheit, die psychologisch nur auf einen noch nicht vorhandenen Erlebnisgrund schließen läßt, steht ganz entschieden und fast gleichzeitig als seelischer Ausgleich Kleists rationales Selbstbewußtsein gegenüber. Weil er ein „edler Mensch“ ist[9]), muß Wilhelmine ihn lieben. Aus dieser rationalen Überzeugung ihrer Liebe leitet Kleist sogleich die notwendigen Regeln für ihr gegenseitiges Verhalten ab. „Also offenherzig, Wilhelmine, immer offenherzig“[10]). Und dann breitet Kleist der Verlobten seine Anschauung von der Liebe aus, die darin gipfelt: “Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden . . .“[11]). Kleists Eros, wenn wir diesen Begriff im Sinne Platos als die Liebe zu etwas lebendigem Schönen fassen, ist in

[7]) (5. Bd.: so stets im 1. Teil.) S. 56 [19].
[8]) 57 [18] ff.
[9]) 57 [11].
[10]) 57 [34].

seiner Grundsubstanz pädagogisch. Es ist nur ein geistiges Formprinzip, das in keiner Weise identisch ist mit Erotik im alltäglichen Sprachgebrauch, als seelisch-körperliche Sehnsucht nach dem anderen Menschen. Aber weil der Kleistische Eros zu dieser Zeit nur auf eine geistige Planung drängt, liegt in dem, was Kleist als Liebe bezeichnet, keine Totalität, die ihren Zweck in sich findet, sondern die Liebe ist für Kleist nur Durchgangsstation, ein Weg, der zu einem höheren Ziel führt. Diese Aufgabe für die Liebe ist die Vervollkommnung der Menschen. Man lese nur einmal diese Briefe an Wilhelmine und denke daran, daß es Briefe an die Verlobte sein sollen. Es genügten einige wenige Verbesserungen in der Anrede und zuweilen am Schluß, dann könnten diese Briefe ebensogut an einen Mann gerichtet sein, dem Kleist Anweisungen für seinen Lebensweg gibt[12]). Für den Kleistischen Eros, der wesentlich pädagogisch gerichtet ist, kann es doch erst in zweiter Linie wichtig sein, ob ein Mann oder eine Frau Objekt seiner Tendenz ist. So erklärt sich das geschlechtlich Indifferente der Kleistbriefe an die Verlobte. In seinen Gesprächen über die Liebe zeigt Kleist wohl, wie er durch sein Begreifen ihrem Wesen nachgeht, aber erlebnismäßig erfaßt er sie nicht, er wird nicht von diesem Lebensprinzip getragen. „Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns. Lassen Sie uns daher immer mit sanfter menschenfreundlicher Strenge über unser gegenseitiges Betragen wachen ... Fahren Sie wenigstens fort, sich immer so zu betragen, daß ich mein höchstes Glück in Ihre Liebe und in Ihre Achtung setze; dann werden sich alle die guten Eindrücke, von denen Sie vielleicht nichts ahnden, und die ich Ihnen dennoch innig und herzlich danke, verdoppeln und verdreifachen. — Dafür will ich denn auch an Ihre Bildung arbeiten, Wilhelmine, und den Werth des Mädchens, das ich liebe, immer noch mehr veredlen und erhöhen."[13]) Die gleiche Tendenz liegt in den vielen „Denkübungen" Kleists für seine Verlobte. Oft zeigt sich nur bloße Freude an formaler Spekulation ohne Gewinn für die innere Entwicklung. Eine recht bezeichnende „Denkübung" bringe ich bei: „... welcher von zwei Eheleuten, deren jeder seine Pflichten gegen den andern erfüllt, am Meisten bei dem früheren Tode des andern verliert ..."[14])

Der Ton dieser Briefe bis zum August 1800, bis zum Antritt der Würzburger Reise drängt ganz entschieden auf die Annahme:

---

[11]) 58[8] ff.

[12]) Ich denke hierbei an Kleists für seinen Freund Rühle von Lilienstern bestimmten „Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden ...". 4. Bd. S. 56 ff.

[13]) 58[8] vgl. Anm. 11.

Kleist hat bisher die Frau erotisch noch garnicht erlebt. Der 23 jährige Kleist ist seelisch noch nicht soweit gereift, um ein wirklich erlebnishaftes Gefühl für eine Frau zu empfinden. Welches der Anlaß dieser mangelnden seelischen Bereitschaft für die Frau in Kleist ist, und ob das Seelische seine Erklärung in einer körperlichen Unreife oder Ausbiegung findet, will ich nicht entscheiden.

2. Der Kleist der Übergangszeit.

Welche Tendenz ist in diesen Briefen vorherrschend, von welchen Gesichtspunkten erhalten sie ihr inneres Gesicht?

Die Ärzte Morris[15]) und Rahmer[16]) haben uns belehrt über den Zweck der von Kleist mit so mystischem Dunkel umlagerten Reise. Ihre Lösung hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, ob aber damit eine absolute Gültigkeit in der Auflösung dieses Rätsels gegeben ist, ist m. E. ohne weitere Kleistfunde nicht zu entscheiden. Aber wichtig für unser Thema ist doch die Tatsache, daß die Würzburger Briefe und auch die spätere Situation von jenem mystischen Ereignis auf der Würzburger Reise ihr inneres Gesicht empfangen haben. Und es scheint, als hätte dieses Ereignis die Kraft, Kleists innere Natur zu wecken, ihn für ein Erlebnis zu reifen. Jetzt bahnt sich in den Würzburger Briefen eine zeitweilig gefühlsgetränkte Situation an, die Wilhelmine in das Zentrum dieses Empfindens stellt. Ganz allgemein ist der Charakter der Briefe aus dieser Zeit reifer und innerlicher, eben weil ihr Schreiber von einer inneren Wandlung ergriffen zu sein scheint. Neben bloßen Mitteilungen stehen bedeutsame Offenbarungen der Kleistnatur, und Kleists Naturschilderung ist trotz ihres wunderbaren Zaubers nur der äußere Rahmen, seine innere Empfindung zu offenbaren. Kleist findet zu dieser Zeit Wilhelmine gegenüber Worte einer schönen, tiefen Innerlichkeit. „Mädchen! Wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken!“[17]) Oder auch sonst finden sich weiche Klänge: „Meine liebe, liebste Freundinn! Wie sehnt sich

---

[14]) 66 [13].

[15]) Morris, M.: Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. Berlin 1899. S. 28—34.

[16]) Rahmer, S.: Das Kleistproblem auf Grund neuer Forschungen. Berlin 1903. S. 50—74.

[17]) 120 [3] ff.

mein Herz nach einem Paar freundlicher Worte von Deiner Hand, nach einer kurzen Nachricht von Deinem Leben, von Deiner Gesundheit, von Deiner Liebe, von Deiner Ruhe!"[18]) Und wie es seine Absicht ist, seiner Verlobten von jeder Phase seiner Reise Bericht zu geben, sich von ihr begleitet zu fühlen, gleichsam Hand in Hand mit ihr die Schönheit der Natur zu kosten, so träumt er sich wiederum zurück zu ihr, und seine lebendige Wunschphantasie gaukelt ihm Bilder vor: „Da stand die geliebte Form, die mir das Gewölk gezeigt hatte, ganz deutlich, mit allen Umrissen und Farben im engen Dunkel vor mir. Ich habe mir Dich in diesem Augenblick ganz lebhaft und gewiß vollkommen wahr, vorgestellt, und bin überzeugt, daß an dieser Vorstellung nichts fehlte, nichts an Dir selbst, nichts an Deinem Anzuge, nicht das goldne Kreuz, und seine Lage, nicht der harte Reifen, der mich so oft erzürnte, selbst nicht das bräunliche Mal in der weichen Mitte Deines rechten Armes. Tausendmal habe ich es geküßt und Dich selbst. Dann drückte ich Dich an meine Brust und schlief in Deinen Armen ein. —"[19]) Diese letzten Worte besonders scheinen auf ein erotisches Erleben der Frau in der einmaligen Form der Geliebten hinzudeuten, und zwar auf ein Erleben in der Vergangenheit. Aber wer die Worte sorgfältig wägt, empfindet dieses von Kleist angedeutete Erleben bald als ein Wunscherleben für die Zukunft, das organisch aus ihm herauswächst. Und überall tritt doch jetzt das Kleistische Wollen zutage: „Wenn Du einmal könntest so neben mir sitzen, zur Linken, Arm an Arm, Hand in Hand, immer Gedanken wechselnd und Gefühle, bald mit den Lippen, bald mit den Fingern — ja das würden schöne, süße herrliche Tage sein!"[20]) Dieses Drängen auf das Erleben hin ist in seinem tiefsten Gehalt nicht ein Geliebten-Erleben, sondern Kleist erlebt wünschend in Wilhelmine die Mutter seiner Kinder. Und wollten wir einmal der medizinischen Hypothese Raum geben in unserer Betrachtung, jener Annahme, daß Kleists körperlicher Organismus bis zur Würzburger Reise einen Defekt hatte, eine Ausbiegung, die endlich wieder durch ärztliche Behandlung in das Geleise des Normalen gelenkt wurde, was ist dann natürlicher als die Tatsache, daß die ganze Kleistische Existenz sich zu dieser Zeit auf diese Gedanken konzentriert, die einst bestehende Organminderwertigkeit auszugleichen. Gewiß gibt es Männer, die, nur mittelbar durch die Frau, unbedingt auf das Kind hin drängen. Aber sollten hier bei Kleist nicht tiefere Gründe mitsprechen?

---

[18]) 125 [10] ff.
[19]) 95 [23] ff.
[20]) 110 [1] ff.

Ob nun die erwähnte Hypothese von medizinischer Seite bei Kleist zu Recht oder zu Unrecht besteht, die besondere Form des Kleistischen Frauen-Erlebens wird hier dennoch ganz evident. Auch hier verrät Kleists Phantasie seine sehnlichsten Wünsche: „Ich sah eine Mutter auf der Treppe sitzen, ein Kind schlummernd an ihrem Busen. Im Hintergrunde kletterten Knaben an dem Felsen, und sprangen von Stein zu Stein, und jauchzten laut —“[21]) Oder noch deutlicher in folgendem Bild: „Dich, Wilhelmine, und zu Deinen Füßen zwei Kinder, und auf Deinem Schooße ein Drittes, und höre, wie Du den kleinsten sprechen, den mittleren fühlen, den größten denken lehrst, und wie Du den Eigensinn des Einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des Andern zu Freimüthigkeit, die Schüchternheit des Dritten zu Bescheidenheit, und die Neugierde Aller zu Wißbegierde umzubilden weißt, sehe, wie Du ... ihnen in Deinem eignen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist — —“[22]) Abgesehen von der seltsamen Sprödigkeit der Kleistnatur mit ihrem Verharren auf dem Bildungs- und Erziehungsgedanken liegt in diesen Zeilen doch die Hinneigung: in Wilhelmine die zukünftige Frau seiner Kinder zu sehen. Und man sollte nicht meinen, daß wörtliche Anklänge an Wieland auf eine bloße Ideenübernahme schließen lassen.[23]) Wahrheit ist, daß Kleists Wollen typisch den Grundzug trägt: die Frau ist in erster Linie Mutter. Die wörtlichen von Behme angeführten Entlehnungen verraten nur den plastischen Sinn der Kleistischen Reproduktionskraft.

Aber wie wenig dennoch Kleists Natur zu dieser Zeit schon innerlich zum Erleben aufgebrochen war, beweist die rationale Beweisführung, worin für die Frau die irdische Bestimmung besteht. Denn weshalb wird die Frau Mutter? Welcher andere Wunsch könnte der Frau ihre Daseinsberechtigung geben? Es ist „nichts was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist.“[24]) Für den rationalen Kleist kann es keine andere Antwort geben. Der innere Erlebniswert steht bei Kleist eine Stufe unter dem äußeren Bildungswert, der allein die Tafel der Werte beherrscht. So tritt eine typische Kleisteigenheit in immer deutlicheren Formen hervor: Kleist verbeißt sich in einen Gedanken — hier ist es der Bildungsgedanke —, und den legt er allen Lebensbetrachtungen unter. Auf dieses schon gesetzte Ziel wird jede Überlegung gerichtet. Ob ein Lebensprinzip

---

[21]) 105 [10] ff.
[22]) 143 [2] ff.
[23]) Darin irrt die sonst ordentliche Arbeit von Behme, H.: „Über das Verhältnis H. v. Kleists zu C. M. Wieland. Dissert. Kiel 1914. 62 S. auf S. 16 unten.
[24]) 143 [18] ff.

in Erlebnistatsachen seine tiefe Ursache haben könnte, ist ihm nicht bewußt in seiner so seltsamen Besessenheit.

Gewiß ist Wilhelmine der äußere Anlaß für dieses Nachdenken über die Frau, über die Liebe und über die Ehe; denn Kleist hätte zweifellos andere Gebiete für seine Reflektionen gesucht, wenn er zu dieser Zeit nicht verlobt gewesen wäre. Trotz der rationalen Schicht, die das Kleistische Sein mit einem Mantel bedeckt, drängen doch seltsame Laute aus Kleists Seele, die nur zu deutlich verraten, was sonst mühsam verborgen bleibt. „Liebe Wilhelmine, ich will auch hierin ganz aufrichtig sein. Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Dir selbst wird meine Ungeduld nicht entgangen sein — ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Schuldner (= Gläubiger) mahnen, zu befriedigen suchen. Sie stören mich in meinen Beschäfftigungen — auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nöthig.... Wenn ich nur erst ein Weib habe, so werde ich meinem Ziele ganz ruhig und ganz sicher entgegen gehen — aber bis dahin — o werde bald, bald, mein Weib.“[25])

Wenn uns diese Kleistworte etwas sagen, dann zeigen sie uns jetzt ganz entschieden Kleists körperliche Bereitschaft für die Frau. Die Hinweisung „um moralisch gut zu bleiben“ ist nicht nur eine Floskel, sondern — um es offen zu sagen — das Bekenntnis, einem drängenden körperlichen Wollen nachzugeben, das ihn nur noch mehr reizt, wenn er sich vorstellt, daß er noch für Jahre hinaus Wilhelmine nicht heiraten kann. Aber solche für uns seltsame Offenheit in dieser Hinsicht, die gewiß für Wilhelmine, als ein Mädchen des beginnenden 19. Jahrhunderts unverständlich war, ist fast einmalig. Sonst dringen körperliche Wünsche kaum nach außen. Diese spontanen Durchbrüche lassen die Frage aufwerfen: Ist im Kleistischen Wesen wirklich schon der Kern freigelegt, in dem das liegt, um dessentwillen dieser Mensch eben der einmalige Kleist ist? Ist wirklich schon in Kleist neben dem triebhaft-körperlichen Reifsein auch eine entsprechende Reife seelischer Bereitschaft vorhanden, damit beide Kräfte in ihrer Verschmelzung das Totalerlebnis bilden könnten?

Nein! Kleist hat — was seine geistig-seelische Struktur betrifft — noch nicht die innere Selbstbefreiung erlebt, die seine betont rationale Gebundenheit sprengt. Noch ist Kleist, der er war: ein Narr des Verstandes, der zu unreif ist, ein tiefes Gefühl zu tragen, im Verstand zu gering, ein Weiser zu sein. Ein seelisches Gefühl in wahrhaft elementarer Gewalt hat Kleist bisher nicht erfahren, auch wenn er später (Januar 1801) glaubt, daß die Liebe die Revolution der Seele ist, die „Wünsche, Hoffnungen, Aussichten,

---

[25]) 154 [20] ff.

alles wechselte".[26]) Gewiß ist dieses Denken ein Ausdruck für sein Empfinden, das noch im Unbewußten geheim liegt. Im bewußten, im realen Leben gibt es für Kleist eine solche mitreißende Liebe nicht. Wenn Wilhelmine ihm mit einem Brief zeigt, wie stetig ihre geistige Entwicklung vorwärtsgeht, dann schreibt Kleist ihr: „... ein solcher Brief, sage ich, wirkt auf meine Liebe, wie ein Öltropfen auf die verlöschende Flamme, die von ihm benetzt plötzlich hell und lustig wieder herauflodert."[27]) Sein seelisches Erleben ist oft nur Stimmung.

Wilhelmine zeigt, wie sehr dieser Briefwechsel ihre Wünsche unbefriedigt läßt. Das wird offensichtlich aus ihrer wiederholten Mahnung, Kleist möge ihr etwas von seiner Seele mitteilen. Kleist kommt auf Wilhelminens Wunsch wörtlich zurück: „Du schreibst: 'Wie sieht es aus in Deinem Innern? Du würdest mir viele Freude machen, wenn Du mir etwas mehr davon mittheiltest, als bisher; glaube mir, ich kann leicht fassen, was Du mir sagst, und ich mögte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen'."[28]) Wilhelminens Worte verraten ihren Willen zum Erleben. Plastisch tritt dieses Mädchen vor uns hin, mit einem leise bittenden Ton in der Stimme drängt sie sich an Kleist. Ihr Herz will genährt sein. Willig ist sie auf das Spiel des Verstandes eingegangen, interessiert hat sie Bildung an sich herantragen lassen, nun will sie ihm mehr sein. Und Kleist? In langatmigen Ausführungen zeigt er ihr wirklich einen Hauptgedanken, um den sein ganzes Sein sich wie auf einer Kreisperipherie dreht: der Begriff der Wahrheit ist ihm an der neueren sogenannten Kantischen Philosophie zerbrochen. „Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe nun keines mehr —"[29]) — Welche Überspanntheit und einseitige Bewertung des Wahrheitsbegriffes muß Kleist in sich getragen haben, wenn es nur eines Anstoßes von anderer Seite bedurfte, um diesen Begriff sofort aufzulösen. Ob Kleist nun Kant oder nach Cassirer[30]) den subjektiv-idealistischen Fichte mißverstanden hat, ist für die Charakterisierung Kleists eigentlich nebensächlich, wichtig ist nur, daß endlich einmal der unglückselige Verstand in Kleist eine Erschütterung erlitten hat, die ihn von seinem absoluten Thron zu relativem Ansehen herabzwang. Und das war gut so. Die Kant-Fichte-Episode ist für Kleist die große Läuterungsstunde seiner Persönlichkeit, sie allein brachte die Wandlung, die Kleist zum eigenen Lebensquell zurückführte, wenn auch in langsamer Selbstbesinnung. Jetzt erlebte Kleist die Revolution der Seele, aber in anderm Sinne als er vorher geglaubt hatte. Gewiß sind

[26]) 179 [10] ff.
[27]) 177 [17] ff.
[28]) 203 [1] ff.
[29]) 204 [34].
[30]) S. a. Cassirer, Idee und Gestalt. S. 166 ff.

schon vor der Kant-Fichte-Erschütterung Anzeichen für eine Entwicklung Kleists zum Irrationalen hin erkennbar. Wenn man wie Fricke[31]) die Kleistische Wandlung in die Zeit zwischen seinem Lebensplan und der Konzeption des Schroffenstein-Stoffes setzt, dann unterschätzt man die Nachhaltigkeit des Kant-Fichte-Erlebnisses. Ist es doch gerade für dieses Erlebnis wesentlich, daß es die Rückschläge ins Betont-Rationale zurückdrängt. Wünschs[32]) Annahme, die Kleistwandlung schon in sein 16. Jahr zu setzen, scheint mir aus dem gleichen Grunde nicht ganz richtig geschaut. Beide Deutungsversuche weisen nur auf die Phasen einer Entwicklung, auf die Wegabschnitte, die nacheinander erst in ihrer Gesamtheit Kleists Entwicklung markieren. Diese aufsteigende Linie zur Entwicklung hat im Kant-Fichte-Erlebnis ihren Kulminationspunkt, in ihm erst ist die Wandlung fest und eindeutig vollzogen.[32a])

3. Der intuitive Kleist.

Die erste Zeit nach der Erschütterung seines Wahrheitsbegriffes scheint eine wesentliche Änderung seiner Anschauungswelt zu bringen. Der Ton der Briefe ist oft dramatisch wirksam wie ein Aufschrei, der einer fragenden Spannung folgt. Der Stil der vorhergehenden Periode schöpfte für die Wilhelminenbriefe seine Kraft wesentlich aus dem Können. Das Müssen, der Zwang zur Mitteilung ist jetzt zu ahnen, manchmal wie etwas Wirkliches mit beiden Händen zu packen in dem dauernden Ausruf: „Ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe!“[33]) Wer kann ihm diese Ruhe geben? Wilhelmine? Kleist meint dazu: „. . . mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit, und doch ohne Ziel — ja dann freilich, dann wäre ich ewig unglücklich, und selbst Deine Liebe könnte mich dann nur zerstreuen, nicht mit Bewußtsein beglücken“.[34]) An dieser Stelle wird es gewiß, daß eine wirkliche Brücke zwischen Kleist und Wilhelmine nicht besteht, sonst könnte Kleist nicht nur an sein eignes Leid denken, mehr noch, sich von dem nächsten Menschen nicht helfen lassen. Was gilt Kleist seine Verlobte bei seiner inneren Haltlosigkeit? „Denn diesen ganzen innerlichen Kampf, der eigentlich unsre Liebe gar nichts angeht, hat unaufhörlich der Wunsch, einst in Deinen Armen davon auszuruhen, unterbrochen; und hell und lebendig ist in mir das Bewußtsein, daß ich schnell lieber den Tod wählen mögte, als durch das ganze Leben das Gefühl, Dich betrogen zu haben, mit mir herum

---

[31]) Fricke S. 7 ff.

[32]) Wünsch in seinem Referat, s. Literaturverzeichnis.

[32a]) Auch Petersen, Aus der Goethezeit, sieht hierin „die Geburtsstunde des tragischen Dichters“, a. S. 186.

[33]) 217 [26].

[34]) 209 [21] ff.

zu schleppen."[35]) Hier betont Kleist ganz entschieden, daß seine Liebe und der Kampf, der sein Innerstes erschüttert, nicht Ausdruck des gleichen Wesensgrundes sind. Kleist verherrlicht Wilhelmine als das unbedingte Glück seines Lebens, und trotzdem denkt er nur an die äußere, gesellschaftliche Verpflichtung, sie nicht zu verlassen.[36]) Trotz dieser Widersprüche gibt es eine höhere Einheit, in der sich alle diese widersprechenden Aussagen wieder versöhnen: es ist der Mensch Kleist zu dieser Zeit. Dieser halb lockende, halb wehmütige Träumer, der immer auf der Suche nach Ruhe ist, bald qualvoll zerrissen, bald verstandesmäßig gefestigt. Es gibt Widersprüche im Leben Kleists, die Gundolf genügten, um das Kleistische Leben als unwesentlich für die Erkenntnis über Kleist abzutun. Im Gundolfschen Kleistbuch ist zu lesen: „Damals war er ein tiefer Verächter alles mystischen, unvernünftigen Aberglaubens und spottete über den katholischen Kultus. Wenige Monate später traf ihn auf seiner Reise in einer empfänglichen Stimmung ein kirchlicher Eindruck, und sogleich erwog er, ob er nicht katholisch werden sollte, weil dieser Ritus nicht nur den kahlen Verstand, sondern das Gefühl anspreche ... Als ihm die Gemälde der Dresdner Galerie zum erstenmal ihre Schönheit zeigen, meint er sogleich Maler werden zu müssen, während er kurz vorher wie ein Blinder daran vorüberging."[37]) Gewiß bringt Gundolf die Tatsachen richtig, aber er verzerrt sie, indem er sich keine Mühe gibt, Kleist daraufhin anzuschauen, ob er denn zu jeder Zeit derselbe war.[38]) Rein zeitlich liegt zwischen diesen Widersprüchen die Wandlung vom rational betonten zum irrational gebundenen Kleist. Der erste Besuch der Bildergalerie und der Leipziger Nikolaikirche geschah auf der Würzburger Reise. Der damals hauptsächlich verstandesmäßig gehaltene Kleist hatte nur ein Ziel: Heilung von seinem Leiden, und er hatte neben diesem Ziel nicht Raum für andere Dinge. Der zweite Besuch fand statt nach seiner Wandlung, als sein Fühlen neben dem Verstand selbständig wurde; das war der Beginn seiner Lebensunruhe, die einsetzte, als er sich für einen Beruf entscheiden sollte. Der stete Wunsch Kleists in dieser Epoche war Ruhe, Klarheit über sich selbst, Drang nach Tätigkeit. Deshalb ist die damalige Anerkennung des katholischen Kultes nur ein Symbol des Wunsches, Vergessenheit und Ruhe auch auf Erden zu finden; die Hinneigung zur Malerei ein weiteres Symbol, daß schon bewußt in ihm der künstlerische Drang sich regte. Gewiß kann man diese Widersprüche

[35]) 215 [3] ff.

[36]) „Wird sich ein andrer Mann um ein Mädchen bewerben, dessen Verbindung weltbekannt ist?" (242 [1] ff.)

[37]) Gundolf S. 20 [22] ff.

[38]) Vgl. auch die mißverständliche Ansicht von Strodel, H.: H. v. Kleist als Briefschreiber. Frankfurt, Phil. Dissert. vom 8. Aug. 1923. Maschinenschrift (Staatsbibliothek), 180 S. 4°, auf Seite 23.

im Kleisterleben auch anders deuten. Wer aber einmal den tiefen Unterschied zwischen dem Kleist vor und nach der Wahrheitskatastrophe anerkennt, für den lösen sich diese Widersprüche. Nur wer Kleists Anbetung seines Götzen Wahrheit (Gundolf) mitangeschaut hat, der kann jenes mißverständliche Kleistwort begreifen[39]): „— Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden —"[39a])

Diese vielleicht hier zunächst nicht angebrachte Auseinandersetzung schien mir ungemein wichtig, denn die Kleistbriefe dürfen auf keinen Fall nur als bloße Stimmungswiedergabe angesehen werden, sondern als wirklicher Ausfluß Kleistischen Erlebens und als Aufzeichnung seiner Entwicklung.

Gewiß ist diese Kleistwandlung nur symptomatisch eine Revolution; was den Grad ihrer Entwicklung betrifft, ist sie durchaus Evolution. Jeder Schritt Boden wird heiß umkämpft, und das Zurückfallen in den alten Götzendienst Wahrheit und Bildung ist nicht selten. Aber der Weg zum Erleben ist doch wenigstens frei. Von Ulrike, seiner Schwester, sagt Kleist seltsam oft, und seine Worte zeugen, wenn auch nur ahnungsvoll, von dem Wunsche seines Herzens: „... es läßt sich ... nicht an ihrem Busen ruhen".[40]) Kleist trägt also schon das Verlangen nach Hingabe in sich. Aber es ist, als schämte er sich, zu offen gewesen zu sein, denn Spekulationen über vielerlei Gegenstände wollen den inneren Eindruck wieder verwischen. Nach innen hinein scheint Kleist mehr als früher zu leben. Seltene Geständnisse zeigen seine wachen Träume. „Täglich habe ich mit der alten Innigkeit an Dich gedacht, und jede einsame Stunde benutzt, meine Wünsche im Traume zu erfüllen — Im Traume — denn in der Wirklichkeit — — Ach Wilhelmine, wird es nicht einst einen Augenblick geben, wo wir uns in die Arme drücken und rufen werden: endlich, — endlich sind wir glücklich—?—"[41]) Hier zeigt sich wieder einmal die Kleistische unbändige Erlebniskraft, die durchaus erotischen Charakter trägt und nach außen drängt. Aber Kleist sieht nirgendwo im Leben die Möglichkeit, den Wunsch nach Erleben auszukosten, und schafft sich notwendig in der Vorstellungskraft, die das Kleistische Wesen ausmacht, das Organ für sein unerreichbares

---

[39]) 223 [1] ff.

[39a]) Petersen, Kleist u. Tasso, S. 338, hält diese Situation für besonders geeignet, in der ein Plan wie „Peter der Einsiedler" konzipiert werden konnte: „Peter, dessen unbeirrbar auf das Ewige gerichteter innerer Sinn der sichere Kompaß seines Handelns ist, zeigt den Ausweg aus dem Labyrinth; Vertrauen auf die Kraft des Gefühls ...", das sind Peters Züge, wie Tasso sie in seinem „Befreiten Jerusalem" zeichnet, sind — die typisch-kleistischen Züge, ist die durchgängige Geisteshaltung der Charaktere innerhalb der Kleistdichtung vom „Amphitryon" bis zum „Prinzen von Homburg".

[40]) 227 [15] ff. (Torquato Tasso II [1]), auch 237 [22] u. bei Wünsch.

[41]) 231 [8] ff.

Glück. Das gerade ist typisch für Kleist in seiner inneren Funktion: das Kleistische Frauenerleben in der besonderen Form des Erotischen ist nicht ein Erleben von innen nach außen, es ist ein besonderes, das die Brust des Schöpfers nicht verläßt, sondern in der Kleistseele wie in einem Hexenkessel brodelt. Weil dieses Erleben sich nicht nach außen befreien kann, braucht es nicht unbedingt die Richtung auf das Persönliche zu betonen. Gewiß lebte das Frauenerleben in Kleist unter dem Namen Wilhelmine. Doch meine ich bei Kleist mehr das allgemeine Gefühl, das Erleben an sich unter diesem Namen Wilhelmine zu erkennen. Kleist legt selbst diese Vermutung sehr nahe. Seine drei Wünsche wiederholt er stets als: „Freiheit, ein eignes Haus, und ein Weib!“[42]) Kleist sagt immer wieder „ein Weib“ und nicht „Wilhelmine“. Sollte er wirklich Weib und Wilhelmine im Denken und Fühlen unbedingt gleichsetzen? An diesem Ausdruck kann man nicht vorbeilaufen, ohne anzustoßen. Die Wahrscheinlichkeit kann nicht geleugnet werden, daß Kleist zuerst Weib und dann erst Wilhelmine meinte.

Zur Zeit, da Kleist seine Verlobte Wilhelmine überreden will, mit ihm in der Schweiz zu leben, drängt sich ganz natürlich das auf Wilhelmine gerichtete persönliche Moment hervor, aber wieder nicht mit jener Unbedingtheit, die nur sie als seine Frau oder seine Geliebte gelten läßt. Seltsam spröde sind seine Überredungsversuche nach Wilhelminens Absage: „Sind nicht fast alle Töchter in demselben Falle, und folgen sie nicht doch, so schwer es ihnen auch scheint, dem weisen Spruche aus der Bibel: Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen?“[43]) Warum gebraucht Kleist diesen feierlichen Ton? Kann er wirklich nicht die Arme ausstrecken und verlangen: Wilhelmine, komm! ? Diese Forderung war bei beiden Menschen nicht innerlich begründet. Wilhelminens Absage und ihre Gründe sind zu stichhaltig, um wirklich zu gelten. Das erkennt Kleist verstandesmäßig und sucht sie auf gleichem Wege zu widerlegen. Er hätte aber fühlen müssen, daß sie beide für diesen Plan nicht aneinander gereift waren. Wilhelmine fühlt dies mit dem sicheren Instinkt des Weibes; daraus darf man ihr keinen unberechtigten Vorwurf machen.

Kleist bricht auf Wilhelminens Absage den Briefverkehr ab. Erst auf einen zweiten Brief von Wilhelmine[44]) antwortet Kleist, zum letztenmal. Dieser Brief Wilhelminens ist — wenn auch nur äußerlich — ein schärfster Gegensatz zum Kleistschreiben. Aus jeder Zeile spricht eine empfindende Frau. Eine heimliche Sehnsucht klingt in aller Zartheit aus den schlichten Worten. Die Art wie sie von Bruder, von Schwester spricht, offenbart reine mütter-

[42]) 250 [1].
[43]) 267 [7] ff.
[44]) 466 zu S. 288.

liche Züge. Ein reifes, stilles, träumerisches Wesen, ebensoviel Mädchen wie Frau. Wie erlebt Kleist diese Töne? Mit gewollt harten Worten behandelt er Wilhelmine kalt. Für ihn gibt es kein Zurück! Seinem Ehrgeiz muß er jetzt leben! Dann ist plötzlich die Kleistische Selbstbeherrschung vorbei, die Weichheit übermannt ihn, die Verzweiflung über das Ende schreit aus ihm heraus: „Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch als bald zu sterben."[45])

Wenige Worte dieses letzten Briefes scheinen sprunghaft plötzlich ein Erleben auf Wilhelmine hin anzudeuten, eine tiefe gefühlsmäßige Stellungnahme, die bisher nur ganz selten laut wurde: „... kommt Dein Brief, und weckt wieder die Erinnerung an Dich, die glücklicher, glücklicher Weise ein wenig ins Dunkel getreten war —"[46])

Es scheint, als hätte gerade der Bruch mit Wilhelmine eine tiefe Saite in ihm angeschlagen, als wäre diese Trennung notwendig gewesen, um die letzte Phase seines seelischen Erlebens einzuleiten. Aber so gewiß es ist, daß Kleists Wünschen und Hoffen auf Wilhelmine ging, so wird es dennoch deutlich, daß Wilhelmine nicht die Frau ist, die er ausschließlich lieben muß, weil er ohne ihre Liebe zerbrechen müßte. Es ist zeitweilig ein Frauen-Erleben jener besonderen Art, das den Menschen Kleist zum Manne reifte. Aber darüber hinaus liegt in dem ganzen Kleistischen Wesen eine so ausgesprochene Sehnsucht nach Ruhe und Frieden statt der Unstetigkeit, die ihm sein Schicksal auferlegt hatte, daß er in der Frau stets etwas wie eine Mutter sucht. Und dieses mütterliche Prinzip erlebt er im doppelten Sinn. Zum einen sollte Wilhelmine ihm selbst in ihrer Mütterlichkeit Ruhe und Halt sein für den aufreibenden Kampf im Leben, zum anderen aber — und das ist vorherrschend im Wilhelminen-Erleben und einmalig in Kleists Existenz — erlebt Kleist in ihr die zukünftige Mutter seiner zukünftigen Kinder.

2. Kapitel: Die Ulriken-Briefe.

Der allgemeine Charakter des Ulriken-Briefes ist wesentlich vom Wilhelminen-Brief verschieden. Im Wilhelminen-Brief war das Du der innere Träger, im Ulriken-Brief ist es das Ich, Kleist selbst, wie er sich unverhohlen in seiner Wankelmütigkeit und steten Hin- und Hergeworfenheit offenbart. Der Schleier der Bewußtheit ist weggezogen. Kleist empfindet ganz richtig, er braucht vor seiner Schwester nicht die erzwungene Haltung zu bewahren, die ihm bei Wilhelmine die äußere Entschlossenheit gab. Ulrike ist die Stärkere, zu der Kleist emporschaut mit einer fast fraulichen Bewunderung. Zuweilen drängt sich die Empfin-

[45]) 289 [22].
[46]) 289 [19] ff.

dung auf, beide hätten die Rollen getauscht. Ulrike ist fest und entschlossen, ihr Wille ist zielhaft; Heinrich von Kleist weicher, hingebender, an der Zielhaftigkeit der Schwester findet er sich wieder. Von seiner Schwester sagt Kleist einmal: „Auch der leiseste Tadel ist zu bitter für ein Wesen, das keinen Fehler hat, als diesen, zu groß zu sein für ihr Geschlecht."[47])

Nur einmal[48]) ist Kleist seiner Schwester in der gleichen ausgesprochen pädagogischen Absicht entgegengetreten, wie er es bei seiner Verlobten Wilhelmine stets tat. Dieser Brief liegt zeitlich vor der Bekanntschaft mit Wilhelmine. Rationale Erwägungen sollten Ulrike überzeugen, daß ihr inneres Lebensglück nur in der Ehe möglich sei. Heiraten sollte sie, weil sonst alle Menschen das Recht hätten, sich nicht zu verheiraten. Kindern sollte sie das Leben schenken, weil die Erhaltung der Menschen ein notwendiges Gesetz der Natur ist. Mit diesen Urteilen beweist der erst zweiundzwanzigjährige Kleist weder eigene Erfahrung noch Lebensnähe. Sein Verstand ist noch zu schülerhaft, um in der Erkenntnis bedeutend zu sein, sein Gefühl im Verstand zu gebunden, um sich selbständig zu regen. Die gleiche Tatsache ergibt sich wie in der Wilhelminenuntersuchung: Kleist begreift die Frau in ihren Lebenshandlungen, aber er erlebt sie noch nicht. Das ist im Stadium des nur rationalen Kleist.

In einer Form aber hat Kleist die Frau schon von Kindheit auf wahrhaft erlebt: als Mutter. In einem Brief der Kleistischen Frühzeit heißt es mitten in einer Naturschilderung: ... . gieng eben die Sonne auf! — (Sonderbar ist es was solch ein Anblick bei mir für Wirkungen zeigt. Tausend andere heitert er auf: ich dachte an meine Mutter und an Ihre Wohltaten. . .")[49]) Unter dem Bild der allesumschließenden Sonne hat Kleist später noch häufig das Symbol der Mutter gesehen. Noch greifbarer wird dieses Frauen-Erleben als Mutter-Erleben in einem Freundesbrief der Kleistischen Spätzeit: „Wenn ich auf dich böse bin, so überlebt diese Regung nie eine Nacht, und schon als du mir die Hand reichtest, beim Weggehen, kam die ganze Empfindung meiner Mutter über mich, und machte mich wieder gut."[50]) Lauter und wirklicher kann ein Mutter-Erleben nicht Ausdruck finden als in den wenigen Kleistischen Worten. Ein schöner Schatz an menschlicher Güte wird hier aufgedeckt, den die Mutter in Kleist erlebnishaft hinterlegt hat. Wenn aber jedes Erleben im Menschen einen Eindruck hinterläßt und die Seele bereit und wach hält, dann muß auch in Kleist dieses Mutter-Erleben wachgelegen haben. Auf einen Menschen vornehmlich hat Kleist seine drängende Erlebniskraft ge-

[47]) 237 [26], s. a. Wünsch.
[48]) 39 ff., Brief Nr. 5.
[49]) 16 [23] ff.
[50]) 381 [23] ff.

häuft, wie sie nur ein Sohn seiner guten Mutter entgegenbringen kann. Dieser Mensch ist Ulrike, seine Schwester. Das glückhafte Gefühl, vom Leben auszuruhen und alle Bitterkeit zu vergessen, konnte ihm auch nur Ulrike in ihrer herben Weiblichkeit geben. Zur Gewißheit wird diese Ansicht beim Lesen der Briefe an Ulrike. Worte solcher Verzweiflung, wie Kleist sie laut werden läßt, einen derart bittenden Ruf um Hilfe kann ein Mensch nur an die Mutter richten oder an den, der die Mutter für ihn darstellt. Kleist hat keinem anderen Menschen gegenüber Worte so weitgehender Offenheit gefunden; dessen ist er sich selbst bewußt. „Ich weiß wohl, daß man keiner andern Schwester so etwas zumuthen könnte; doch grade weil du es bist, so thue ich es."[51]) Kleist weiß es aus dem blindhaften Glauben an die Schwester, der ihn stets stützte.

Es gibt wenige Briefe an Ulrike, die nicht bittend fordern, Ulrike möge zu ihm kommen, sie wollten zusammenleben. „Sind wir nicht wie Körper und Seele, die auch oft im Widerspruche stehen und doch ungern scheiden?"[52]) Kleists Verhältnis zu seiner Schwester Ulrike zeigt kaum eine Entwicklung, stets ist diese gleiche Tendenz vorherrschend. Nur im Stimmungsgehalt unterscheiden sich die Ulrike-Briefe. Kleist ist mitunter selbstbewußt, sich selbst anerkennend, dann wiederum innerlich zertreten, geknickt und hilfesuchend.

Recht interessant und ungemein aufschlußreich ist es zu untersuchen, wie Kleist seine Schwester anredet. Nur ganz vereinzelt gebraucht Kleist für Ulrike die Bezeichnung: Schwester. Viel häufiger heißt er sie: „Freundin" sich selbst ihren Freund.[53]) In der Zeit der Guiscard-Episode redet er sie an: „O du Geliebte!" Kurze Zeit darauf nennt Kleist sie: „Mein großes Mädchen". Diese drei Namen sind viel richtiger empfunden und geben Kleists Verhältnis zu Ulrike klarer wieder als der vielleicht indifferente Ausdruck: Schwester. „Freundin", „Mädchen", „Geliebte" spiegeln in ihrem prägnanten Sinn, der mit Kleistischem Gehalt gefüllt ist, alle Formen wieder, unter denen Kleist seine Schwester als Frau erlebt.

Die Untersuchung dieser drei Ausdrücke darf sich selbstverständlich nicht allein auf die Worte beziehen, sondern erst aus der Situation — d. h. aus dem betreffenden Brief mit seinem Erlebnisgrund — erhalten diese Bezeichnungen ihre Geltung und ihr wahres Gesicht.

Weshalb also nennt Kleist seine Schwester Ulrike: „Meine

[51]) 379 [8] ff.
[52]) 271 [8] ff.
[53]) Die Art, wie Kleist seine Verlobte anredet, ist dagegen oft nur konventionell, greift sehr selten organisch ein in den Zusammenhang mit dem Gesagten. Deshalb wäre eine Untersuchung auf Namen und Anreden, so aufschlußreich sie bei Ulrike ist, bei Wilhelmine bedeutungslos.

Freundin?“ Welches innere Gesicht trägt der Brief, in dem Kleist seine Schwester so anredet? „Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann; außer du!-!“[54]) Damit wird in wenigen Worten der Ton des Briefes charakterisiert. Ohne den Adressaten zu kennen, würde man keinesfalls auf den Brief eines Bruders an die Schwester schließen. Die Grenzen von bloßer Verwandtschaft sind verwischt durch den innigen, anerkennenden Ton einer tiefen Freundschaft. Die Hinneigung zu leiser Erotik liegt nahe, wie sich auch sonst in dem Gehalt der Ulrike-Briefe Stellen einer seltsam liebenden Weichheit finden: „Und ich hatte eine recht große Sehnsucht nach dir, o du meine Freundin!“[55]) Diese leise Hinneigung zu einer kaum spürbaren Erotik braucht aber nicht auf Ulrike zu zielen. Für mich liegt eine andere Vermutung viel näher. Kleists Fühlen und Gefühl ist innerlich aufgebrochen durch die Trennung von seiner Verlobten Wilhelmine, vielleicht auch durch die Bekanntschaft mit der noch nicht vierzehnjährigen Tochter Luise des Dichters Wieland; denn sie meint er, wenn er sagt, daß er soviel Liebe gefunden hat. Dieser sieghafte Durchbruch seiner bis dahin unterdrückten Natur überstrahlt nun mit seinem Wollen die Briefe. In den Mitteilungen an seine Schwester Ulrike, die für ihn zeitlebens der nächste Mensch war, hat sich von Kleists persönlichen Stimmungen viel niedergeschlagen, wie Kleist ja überhaupt in Augenblicken innerer Erregung in Übersteigerung verfällt, eben weil er zu den extremen Naturen gehört, die sich nur auf der Peripherie oder im Zentrum des Schicksalskreises halten können. Aus der Kleistischen Übersteigerung erklärt sich die Nähe des Erotischen im Ulrike-Brief.

Wie verhält es sich mit der Anrede: „O du Geliebte ...“[56]) Sie findet sich in dem merkwürdigen Brief, der die Guiskard-Katastrophe mitteilt. Kleist hatte bekanntlich mit seinem „Robert G.“ das Ideal einer Tragödie aufstellen wollen. In Paris verbrannte er das Manuskript, nachdem er erkannt hatte, daß die Schwierigkeit dieses Unternehmens für ihn nicht zu bewältigen sei. Damit aber hat Kleist seinen Ruhm aufgegeben, der nach der Wilhelminen-Absage für ihn lebensbedingend geworden war. „Ich kann mich deiner Freundschaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne diese Freundschaft doch nicht leben: ich stürze mich in den Tod. Sei ruhig, du Erhabene, ich werde den schönen Tod der Schlachten sterben ... ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich-prächtige Grab. O du Geliebte, du wirst mein letzter Gedanke sein!“[57]) Auch hier wird wieder der Kleist gemäße Gefühlsausbruch offen-

[54]) 293 [21] ff.
[55]) 293 [28].
[56]) 301 [28].
[57]) 301 [20] ff.

bar, der vergleichbar einer Eruption im Augenblick des Überfließens kein Halten kennt und sich durch nichts hemmen läßt. Wenn ein Plan sich zerschlägt, dann ist für Kleist das ganze Leben vertan und verliert seinen Sinn. So liegt der einzige Ausweg im Freitod. Das war von jeher die einzige Kleistische Konsequenz, die in dem Menschen Kleist ihre eigenartige logische Begründung findet. In diesem Erleben der Todesstimmung findet der seltsame Ton des Ulrike-Briefes seine Erklärung. Das „unendlich-prächtige Grab", „der schöne Tod" drücken in einer verlangenden Wollust die Verzweiflung zum Tode aus. Der Kleistische Ausdruck ballt die Erlebniskraft und komprimiert sie, um sie mit ungeheurem Druck auszustoßen. Darin liegt neben anderm die mitreißende Wucht des Kleistischen Stiles, die nun im Ulrike-Brief durchbricht. Schon im vorigen Beispiel versuchte ich aufzuzeigen, daß die Steigerung der Worte aus dem Überdruck an aufgespeichertem Gefühl zu erklären ist. Wenn Kleist die Schwester „Geliebte" nennt, dann ist dies nicht in dem geläufigen Sinn des Alltags zu deuten, sondern wird erst verständlich aus der Kleistischen Sprache. „Geliebte" ist ihm das liebste Wesen auf Erden, dem er das ungeheure Wollen und Wünschen seines Herzens entgegenträgt. Hier versagt auf einmal die anfangs gesetzte Terminologie. Diese Art des Frauen-Erlebens ist nicht identisch mit den Termini von Mutter, Geliebte oder Frau schlechthin. Kleists Erleben schließt hier alle diese Formen in sich ein zu einer seltsamen Verschmelzung. Gewiß liegt Erotik in diesem Erfühlen, aber in einer unbestimmten, unpersönlichen Form, die stark vom Mutter-Erleben überdeckt wird. Es gibt bei Kleist keine reine Scheidung, die auf etwas Bestimmtes hinzielt.

Die Anrede, „mein großes Mädchen" findet sich in einem späteren Brief, in dem Kleist seiner Schwester mitteilt, er habe dem Könige seine Dienste angeboten: „... doch weil das Anerbieten meiner Dienste wahrscheinlich fruchtlos bleiben wird, so habe ich es wenigstens in einer Sprache gethan, welche geführt zu haben, mich nicht gereuen wird. Du selbst hast es mir zur Pflicht gemacht, mich nicht zu erniedrigen; und lieber die Gunst der ganzen Welt verscherzt, als die deinige — ... Zu deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes Mädchen; mögte der Wunsch doch dein Herz rühren, den ich nicht aussprechen kann."[58]) Ernst, resigniert und hoffend, stark anerkennend, bittend, das sind ungefähr die Attribute, die eine Interpretation diesem Brief zuerkennen wird. Kleist erlebt hier die Schwester als den stärkeren Menschen, dessen Handeln ihm Vorbild ist. Und auch jetzt wieder der Kleistische Hinweis: die Schwester gilt ihm mehr als alles Andere auf der Welt. Dann das zu ihren Füßen Sich-Niederwerfen als

[58]) 304 [21] ff.

Symbol für seine völlige Hingegebenheit — das sind Züge eines Erlebens, das den Rahmen einer bloßen Liebe von Bruder zu Schwester in weitem Maße sprengt. Das Bewußtsein wie „Körper und Seele ...“[59]) mit Ulrike aneinanderzuhangen, hat Kleist in seinem Leben nur für Augenblicke verlassen. Aber nur dann offenbart sich dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Ulrike nach außen, wenn es in Kleist gärt, der Drang zum Erleben hin überstark wird und die Ventile seiner Existenz durch den Überdruck gesprengt werden. Zu der Zeit, da Ulrike die einzige Frau ist, die seinem Leben nähersteht, überträgt er seine innere Erlebnissucht auf sie. Ähnlich wie er Wilhelmine überreden wollte, dauernd bei ihm zu bleiben, versuchte er es auch mit seiner Schwester. „Vielleicht erfährst du noch einmal, in einer schönen Stunde, was du eigentlich auf der Welt sollst. Wir werden glücklich sein! Das Gefühl, miteinander zu leben, muß Dir ein Bedürfniß sein, wie mir. Denn ich fühle, daß du mir die Freundinn bist, du Einzige auf der Welt!“[60]) Es ist angebracht, einen Vergleich mit Wilhelmine zu ziehen, da in beiden Fällen die gleiche Situation vorlag. Kleist wollte Wilhelmine mit biblischen Sentenzen und Vernunftgründen für sich gewinnen, weil er sich auf ein gemeinsames erlebnishaftes Gefühl nicht berufen konnte. Jetzt ist Kleist ein anderer geworden. Und außerdem bedeutet Ulrike für Kleist unsagbar mehr als Wilhelmine. Ein Bedürfnis ist ihm das Zusammenleben mit Ulrike, weil sie d i e Freundin für ihn ist.

In seiner Frühzeit hat Kleist in mehreren Briefen an seine Verlobte das Wesen der Frau klargestellt: „Keine Tugend ist doch weiblicher, als Sorge für das Wohl Anderer ... es giebt eine himmlische Güte des Weibes, Alles, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen, und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe.“[61]) Diese aphorismenhaften Aufzeichnungen zeigen die Frau in der besonderen Art von Liebe und Güte, wie sie wohl am reinsten in einer guten Mutter offenbart wird. Das ist ein Frauen-Erleben, dessen Erfahrung Kleist seit erster Kindheit in sich trägt. Wenn jetzt Kleist in seiner Schwester die Freundin sieht, dann meint er damit jene tiefe mütterliche Seite der Frau, die bei Ulrike so echt und uneigennützig heraustritt und die Kleist dankbar empfindet, weil sie seine Einseitigkeit und Unausgeglichenheit besänftigt. Der Wunsch nach Ausgleich ist für Kleist lebensnotwendig, das erkennt er wohl.

Von dieser Basis muß d e r ausgehen, der das Kleistische Frauen-Erleben in dieser Hinsicht auf Ulrike nachfühlen will. Das ist ein Anhaltspunkt für die Interpretation jenes sonst unverständlichen Kleistwortes an Ulrike, das in die früheste Zeit der Brief-

[59]) 271 [8].
[60]) 346 [16] ff.
[61]) 138 [5] ff.; vgl. u. 6. Kapitel.

überlieferung zu datieren ist: „Wärst Du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksaal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen."[62])

Der letzte Ulrikenbrief[63]) will ein innerlich getrübtes Verhältnis zwischen Bruder und Schwester wieder versöhnend klären. Paul Hoffmann[64]) hat mit einfühlendem Verstehen diese Situation erhellt. Der durch den Zwang der Umstände schon unsicher gewordene Kleist hat am 19. November 1811 in Frankfurt den Todesstoß in die Seele von seinen eigenen Geschwistern erhalten. Zum erstenmal verzweifelte Heinrich von Kleist an seiner Schwester Ulrike, die ihn vielleicht auch zum erstenmal im Leben nicht verteidigte. Wie ein Stachel stach dieses Schweigen in Kleists Seele. Erst die Todesnähe heiligt die wunderbare Beziehung der beiden verwandten Seelen durch Kleists Bekenntnis für Ulrike:

> „. . . wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war."[65])

3. Kapitel: Die Marien-Briefe.

Kleists Verhältnis zu seiner Kusine Marie ist wohl deshalb so stark umstritten, weil die Züge der „Kleisten" in der Briefsammlung[66]) nicht nur undeutlich, sondern sogar entstellt zutage treten. Das gilt aber nur für den Beobachter, der in Verkennung methodischer Notwendigkeit diese Briefe aus ihrem Zusammenhang reißt und sie als Einzeldokumente in ihrer Einmaligkeit wertet. Jeder Kleistinterpret, der seine Untersuchungen auf die Kleistbriefe aufbaut, muß jeden Brief erst einmal aus der betreffenden Situation werten, in der der Schreiber Kleist stand, und dann erst den Brief selbst. Wer das Erlebnis sucht, aus dem ein Brief sein inneres Gesicht empfängt, der wird einer richtigen Deutung nahekommen.

In der Vernachlässigung dieser Dinge liegt die Ursache für die widerspruchsvollen Ansichten über die Beziehung zwischen Marie von Kleist und ihrem Vetter Heinrich, eine Ursache, die noch verstärkt wird durch die mangelhafte Überlieferung der Kleistbriefe. In mehreren Briefen an Ulrike finden sich folgende Bemerkungen:

> „Ich muß dich bitten, meine theuerste Ulrike, sogleich an die Kleisten (Marie von Kleist) zu schreiben. Ich schicke

---

[62]) 40 [35].
[63]) 440 [3] ff.
[64]) S. Literaturverzeichnis hinten.
[65]) 440 [8] ff.
[66]) 5. Band d. Kleistwerke.

Briefe ohne Ende an sie ab, und weiß nicht mehr, ob sie lebt, oder todt ist."[67])

Eine Zeitlang waren diese Briefe unauffindbar, bis Minde-Pouet endlich zwei dieser Marien-Briefe nachweisen konnte.[68]) Ohne Kenntnis dieser Briefe hätte man schon darauf schließen können, daß die fehlenden Briefe die Bindung Kleists zu Marie richtiger charakterisieren würden als die erhaltenen; denn die Situation, aus der Kleist sich damals mitteilte, war keineswegs in so starkem Maße innerlich aufgewählt und verhängnisvoll wie die wenige Tage vor seinem Freitod. Diese Vermutung wurde durch die beiden neuen Marien-Briefe gefestigt.

Aus Kleists Königsberger Zeit stammen die beiden 1914 ans Licht getretenen Marien-Briefe. Ein Ausdruck bewundernder Verehrung für die mütterliche Feundin, ein Zeichen schöner vornehmer Freundschaft, das ist kennzeichnend für diese beiden Briefe. Eine liebende Anerkennung liegt im Ton dieser Worte, wie wir sie bisher nur aus den Ulrike-Briefen kennen. Und wollte man einen Vergleich ziehen zu den anderen Frauen, die mit dem Leben Kleists verknüpft sind, so könnte man nur an Ulrike denken. Zum grenzenlosen Opfermut der Schwester, zu ihrer bedingungslosen Einfühlungskraft in die barocke Natur des Bruders müssen wir eine zarte, feine Fraulichkeit und einen mütterlichen Glanz legen, dann haben wir ungefähr das Bild jener Frau vor uns, das Kleist uns von seiner Kusine entwirft:

„Sagen Sie mir, wodurch habe ich so viele Liebe verdient? Oder habe ich sie nicht verdient, und schenken Sie sie mir bloß, weil Sie überhaupt nicht hassen können, weil Sie Alles, was sich Ihrem Kreise nähert, mit Liebe umfassen müssen?"[69])

Diese Worte an Marie erinnern uns evident an das bekannte Kleistische Bild von der Sonne[70]), unter der Kleist die himmlische Güte der Frau symbolisiert. Jene hohe Anschauung von der Frau, von der man wohl sagen kann, daß sie — allgemein gedeutet — ein Ergebnis der Kleistischen Lebenserfahrung ist, überträgt Kleist auf seine Kusine. Kleist, der durchaus keine Fähigkeit zum Entschluß in sich trug, vielmehr durch die Not des Augenblicks getrieben wurde, er fand in Marie (wie sonst immer in Ulrike) den gemäßen Halt, sie war ihm Orientierung:

„Sprechen Sie ein Wort, meine theuerste Freundinn, sprechen Sie ein bestimmtes Wort, das mich entscheide; ich bin schon so gewohnt, Alles auf Ihre Veranlassung und Ihren An-

---

[67]) 332 [16].
[68]) Minde-Pouet s. Literaturverzeichnis.
[69]) Bei Minde-Pouet. S. 121 oben.
[70]) 233 [20], vergleiche Zitat 49.

stoß zu thun, daß ich die Kraft, mich selbst zu entscheiden, fast ganz entbehre."[71])

Wir sehen, es liegt in dem Verhältnis beider Menschen bisher etwas durchaus Persönliches, Freundschaftliches, etwas von dem Grundton, mit dem ein hilfloser Bruder seine lebenserfahrene Schwester um Hilfe angeht.

Drei weitere Briefe, die wenige Tage vor Kleists Tode geschrieben sind, zeigen nach außen hin ein scheinbar anderes Gesicht. Schon in den Ulrike-Briefen trat in den Zeiten der Todesstimmung durch die seltsam weite Spannung der Seele Kleists eine Steigerung des Ausdrucks hervor, der die innersten Tiefen im Erleben aufdeckte. Dieser unförmlich gepreßte Ausdruck aber, der eine unerhörte Lust mit einer unheilbaren Traurigkeit paart, muß ganz anders bewertet werden als Worte, die bei voller Selbstbesinnung etwa künstlerisch geformt sind. Kleist übersteigert stets — das ist kein Vorwurf, es entspricht seiner Natur. Der todesentschlossene Kleist erst kennt keine Grenzen. Je vorsichtiger deshalb diese letzten Briefe an Marie gedeutet werden, desto näher liegt die Wahrscheinlichkeit einer richtigen Auslegung.

Welche Absicht liegt hinter diesen Briefen? Zweifellos sind es in erster Hinsicht Abschiedsbriefe an einen Menschen, dem sich Kleist innerlich verpflichtet fühlte. Er nennt sie „liebste Marie"[72]); ihr „. . . der Einzigen, an deren Gefühl und Meinung mir etwas gelegen ist;"[73]) schreibt er. Die Briefe seiner teuersten Marie haben ihm „das Herz zerspalten".[74]) Wenn es in seiner Macht gewesen wäre, dann hätte er den Entschluß zu sterben wieder aufgegeben. „Ach könnt' ich nur etwas für Dich thun, das den herben Schmerz, den ich Dir verursachen werde, mildern könnte!"[75]) — „Ach, ich versichre Dich, ich habe Dich so lieb, Du bist mir so überaus theuer und werth, daß ich kaum sagen kann, ich liebe diese liebe vergötterte Freundinn mehr als Dich."[76]) Die andere Freundin, Henriette Vogel, ist ihm nur wert und teuer, weil er mit ihr sterben kann.

Wir wissen, daß Marie von Kleist sehr viel für ihren Vetter getan hat. Beim König hat sie ihm eine Anstellung erwirkt, und im Namen der Königin aus eigenen Mitteln eine Pension gewährt. (Wie Minde-Pouet aus der Unmöglichkeit, die königliche Pension amtlich nachzuweisen, meiner Meinung nach mit Recht folgert.) Außerdem hat Marie aktiv zu Kleists Befreiung aus der französischen Gefangenschaft beigetragen. Das sind Züge, die schon aus

---

[71]) Minde-Pouet, S. 122 oben.
[72]) 432 [23].
[73]) 432 [26].
[74]) 433 [22].
[75]) 435 [29].
[76]) 436 [5].

den Briefen herauszulesen sind. Lieb und teuer ist ihm Marie, weil sie für ihn sorgte, weil er sich ihr mitteilen konnte, eben weil sie seine aufrichtige Freundin war. Hat man ein Recht auf ein erotisches Erleben dieser Frau in Kleist zu schließen? Ich verneine das ganz entschieden. Schon wiederholt wies ich darauf hin, daß eine starke erlebnishafte Lebenssituation bei Kleist den Ton seiner Worte stark beeinflußt. Kleist hat nach der Kant-Fichte-Episode nur den ewigen Wunsch nach Ruhe geäußert. Jetzt glaubt Kleist seine Ruhe zu finden in dem „wollüstigsten aller Tode.“[77]) „Ach, ich versichre Dich, ich bin ganz seelig.“[78])

Diese Todessituation ist aber nicht wenig, vielleicht sogar entscheidend durch die Haltung seiner Geschwister beeinflußt. „. . . als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Theilnahme mehr werth sei“,[79]) meint Kleist von ihnen angesehen zu sein. Die Depression über das Zerwürfnis lastet so stark auf ihm: „. . . wollte ich doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letztemal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern . . . empfunden habe.“[80]) So liegt dieser Bruch mit seiner Familie gewichtig im Hintergrund der drei Marienbriefe. Kleist hat seinen Bruch mit Ulrike vor allem noch nicht überwunden; deshalb gilt ihm Marie wirklich als „die Allereinzige auf Erden.“[81])

Dieser Ausdruck der Ausschließlichkeit gibt den drei Abschiedsbriefen einen äußerlichen Abglanz eines erotischen Erlebens zu Marie. In Wahrheit liegt keine Spur davon in ihnen. Sie haben zum Gehalt alles das, was für Kleist eine Frau so anerkennenswert macht. Zum einen: das tiefe mitfühlende Verständnis für ihre Mitmenschen. Marie von Kleist verstand „die Welt auch aus andern Standpuncten zu betrachten“[82]) als aus den ihrigen. Zum andern erkannte Kleist „die himmlische Güte des Weibes“ in ihr.

Jung in seiner leichten, zeitweilig flüchtigen Skizze „über den Erotiker Kleist“[83]) sieht in den Marienbriefen „vertrauteste Bekenntnisse“ und schließt aus dem weichen und hingebenden Ton dieser Mitteilung, „daß ein leidenschaftliches Gefühl Kleist zu der schönen, um sechszehn Jahre älteren Frau sein Leben lang hingezogen hat“. Gewiß, wer das im Hintergrund wirkende Erleben nicht schaut, wie ich es andeutete, der wird stets auf Nur-Erotik

---

[77]) 435 [28].
[78]) 435 [24].
[80]) 434 [3] ff.
[80]) 434 [3] ff.
[81]) 433 [13].
[82]) 433 [30].
[83]) Jung, K.: „Über den Erotiker Kleist“, Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Oktober 1925/26, Bd. XII, S. 208 ff.

stoßen. Ich meine: weil Kleist glaubte, Marie sei der einzige Mensch auf Erden, der ihn stützte und der ihn verstand, deshalb hat sich Kleist ihr in den Briefen mit seinem ganzen menschlichen Fühlen hingegeben. Mehr können und wollen wir aus den Marien-Briefen nicht herauslesen, weil bloße Vermutungen die Kleistische Seele entstellen.

Daß die drei letzten Marienbriefe (190, 191, 192) nur aus Kleists Todesnähe betrachtet werden müssen, scheint mir P. Hoffmann nachzuweisen, der die Briefe für den 19. und 20. November datiert. Wer erst einmal hinter diesen letzten Kleistworten den Tod warten sieht, der wird nicht so oberflächlich, wie es so oft geschehen, von „Verhältnissen" flüstern, wo zwei verwandte Seelen einander helfend und tröstend verstanden.

4. Kapitel: Die Henriette Vogel-Briefe.

Die Frage nach dem Briefmaterial ist bei Henriette Vogel ungemein schwierig; ist doch in der Kleistschen Briefsammlung nur e i n Brief an ihre Adresse enthalten, dem überdies eine einseitige Intention zu Grunde liegt. Ergänzung findet dieser Brief nur durch die drei letzten Marienbriefe, in denen Kleist Heniette Vogel erwähnt. Das Material ist quantitativ recht dürftig, aber seinem Gehalt nach ausreichend für eine Interpretation.

Kleists eigentlicher Brief an Henriette Vogel ist eine bloße Aufzählung, ein Schwelgen in bildhaften Ausdrücken, die alle der Henriette Vogel entsprechen sollen. Von „mein Jettchen, mein Herzchen, mein Liebes" geht die Kette weiter über „mein Trauerspiel, mein Nachruhm" hinauf bis „mein Schutzengel, mein Cherubim und Seraph" und klingt aus im Ruf: „... wie lieb ich Dich!"[84]) Weder Intention noch Datierung dieses Briefes waren eindeutig. Servaes[85]) in seiner Kleistbiographie scheint mir von allen Ansichten der Wahrscheinlichkeit am nächsten zu kommen. „An Goethes Suleika-Lied und ältesten poetischen Brauch, an Orient und Bibel erinnernd, sieht [er]" in diesem Henrietten-Brief „... den in Bilderfülle schwelgenden Dichter"[86]) Hinzu kommt als Stütze für diese Theorie, daß auch von Henriette Vogel ein Brief in diesem Stil vorliegt. Er beginnt: „Mein Heinrich, mein Süßtönender, mein Hyazinthen-Beet, mein Wonnemeer" und schließt: „Meine Seele sollst Du haben."[87]) Diese beiden Aufzeichnungen stellen dann eine Art dichterischen Wettstreites dar, der nach Steig durch Kleists „Käthchen von Heilbronn" angeregt sein könnte. Graf Wetter von Strahl spricht im „Käthchen" (II, 1): „Ich will meine Muttersprache durchblättern, ... daß kein Reimschmidt mehr, auf

---

[84]) Nr. 153, S. 403. S. a. „Die Gegenwart" 1873. Bd. IV, S. 87 ff.
[85]) S e r v a e s, F.: Heinrich von Kleist, Berlin 1902, a. S. 146/7.
[86]) S. 484 unten, Erich Schmidt, 5. Bd.
[87]) S. 484, zu Nr. 153.

eine neue Art, soll sagen können: ich bin betrübt." Zumindest dem Sinn nach ist Henriettens Brief an Kleist und sein Brief für sie aus ähnlicher Intention herzuleiten. Ob Steig (S. 662 ff.) diesen Henrietten-Brief richtig datiert mit Michaelis 1810, sei dahingestellt; denn das eben (Michaelis 1810) erfolgte Erscheinen des „Käthchen" rechtfertigt Steigs Annahme nicht völlig. Zu erwägen bleibt die Auffassung, die den Brief in die letzten Tage vor Kleists Tod setzt, dann wäre der Ton ein weiterer Ausdruck für die Kleistische unbezähmbare Sehnsucht nach dem „wollüstigsten aller Tode".

Doch wie verhält es sich mit den Bemerkungen über Henriette Vogel innerhalb der Marien-Briefe? Kleist schreibt an Marie: „Ich habe Dich während Deiner Anwesenheit in Berlin gegen eine andere Freundinn vertauscht; aber wenn Dich das trösten kann, nicht gegen eine, die mit mir leben, sondern, die im Gefühl, daß ich ihr eben so wenig treu sein würde, wie Dir, mit mir sterben will. Mehr Dir zu sagen, läßt mein Verhältniß zu dieser Frau nicht zu. Nur so viel wisse, daß meine Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden ist; daß ich die ganze Herrlichkeit des menschlichen Gemüths an dem ihrigen ermessen habe, und daß ich sterbe, weil mir auf Erden nichts mehr zu lernen und zu erwerben übrig bleibt."[88]) Kleist hat sich in den letzten Tagen seines Lebens von seiner Schwester Ulrike verlassen gefühlt; mißverstanden nicht nur, sondern sogar mißhandelt. Einst glaubte er, der Welt Ulrikens Liebe zu ihm erklären zu können.[89]) Nun, da nicht einmal sie sein Verdienst anerkennt, ist ihm das Dasein nur verhaßt, und sehnend willigt er ein in den Plan der unglücklichen Henriette Vogel, die unheilbar krank einen Todesgefährten sucht. Deshalb ist seine „Seele, durch die Berührung mit der ihrigen zum Tode ganz reif geworden".[90]) Henriette hat es ihm eingegeben, daß seine „Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare"[91]) zu begreifen sei. Im Leben glaubt Kleist den Menschen nicht finden zu können, der fähig wäre, für den geliebten Menschen sich völlig einzusetzen und sich nötigenfalls bis in den Tod aufzuopfern; jetzt im Tode hofft er diesen allesbereiten Menschen gefunden zu haben. Er schwelgt förmlich in dem Gedanken: „. . . einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmüthig genug war sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne, nur meinetwillen verläßt".[92])

---

[88]) 433 [2] ff.
[89]) 291 [3] ff.
[90]) 433 [8], schon zitiert.
[91]) 435 [7] ff.
[92]) 435 [12] ff.

Es liegt doch auf der Hand, daß diese Worte von Kleists Todessituation überschattet sind und deshalb nicht bedingungslose Geltung haben. Kleist betrügt sich selbst, wenn er meint, er hätte jetzt die Frau gefunden, die ihm das Leben bisher vorenthalten hatte. Kleists Wunschtraum, einen Menschen zu finden, der sich bedingungslos an ihn schließt, verleitet ihn. Dazu bietet das Kleistleben so manche Parallele. Ich verweise nur auf die Situation im Jahre 1805, die ihn nach Königsberg trieb, verzweifelnd und doch hoffend, endlich einmal im praktischen Leben etwas zu gelten. Das Gefühl, von keinem Menschen verstanden zu sein, bringt Worte seltsamer Anerkennung für seinen Freund Pfuel hervor. „Du stelltest das Zeitalter der Griechen in meinem Herzen wieder her, ich hätte bei dir schlafen können, du lieber Junge: so umarmte dich meine ganze Seele! Ich habe deinen schönen Leib oft, wenn du in Thun vor meinen Augen in den See stiegest, mit wahrhaft mädchenhaften Gefühlen betrachtet."[93]) Und weiter: „Ich heirathe niemals, sei du die Frau mir, die Kinder, und die Enkel!"[94]) Das sind Bekenntnisse der Kleistseele, die deutlich von Resignation zeugen, von der Entsagung, doch noch wirklich die Frau seines Lebens zu finden. Dann bricht eben sein Verzicht in solchen Äußerungen durch, die nur zu leicht mißverstanden werden können. Ähnlich liegt die Situation jetzt mit Henriette Vogel. Nur sind die wenigen Tage vor seinem Freitod mit tieferer Verzweiflung angefüllt. Erst „der Entschluß, der in ihrer Seele aufgieng, mit mir zu sterben, zog mich, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt, an ihre Brust . . ."[95]) Gewiß blickt hier der Glanz einer erotischen Stimmung durch. Auch sonst wird die Nähe des Erotischen fühlbar: „Ein Strudel von nie empfundner Seeligkeit hat mich ergriffen, und ich kann Dir nicht leugnen, daß mir ihr Grab lieber ist als die Betten aller Kaiserinnen der Welt."[96])

In diesen letzten Worten durchzieht die Erotik das Bild vom seligen Sterben; aber ist dies nicht eine Erotik ganz besonderer Art? Kleists Eros zielt doch hier nicht auf einen Menschen, sondern auf den Tod selbst; diese Sehnsucht zum Tode übermalt dann die Situation in Weichheit und Liebe und täuscht so ein Erleben vor, das Kleist mit Henriette verbunden hat.

Wenn ich für die Betrachtung der Henriette Vogel auch auf die Marienbriefe übergriff und scheinbar methodisch andere Wege einschlug, so bedarf es dazu einer Erklärung. Gewiß sollten nur die Briefe a n eine bestimmte Frau für diese Material der Untersuchung bilden. Die Bemerkung aber über Henriette in den

---

[93]) 316 [6] ff.
[94]) 316 [31] ff.
[95]) 436 [8] ff.
[96]) 436 [13] ff.

Marienbriefen sind so einseitig für die Vogel bestimmt, als wären sie an diese geschrieben, und die Vermutung liegt nahe, daß Henriette die Briefe auf Kleists Veranlassung gelesen hat. In einem Kleistwort kommt dies elementar zum Durchbruch: „Rechne hinzu, daß ich eine Freundinn gefunden habe, deren Seele wie ein junger Adler fliegt, wie ich noch in meinem Leben nichts ähnliches gefunden habe."[97]) Kleist schreibt dies seiner besten Freundin, der: „Allereinzigen auf Erden". Der nächste Kleistbrief (Nr. 192) ist wohl nur deshalb geschrieben, um diese für Marie harte Bemerkung zu tilgen. Daß aber Kleist sich so vergessen konnte, beweist nur die Richtigkeit meiner Empfindung, daß er weniger an die Adressatin Marie als an Henriette dachte. So können wir getrost die Bemerkungen über Henriette als eine Art Briefe an sie werten. Und nur so haben wir die Möglichkeit, der Beziehung zwischen Henriette und Kleist nachzugehen.

5. Kapitel: Brief an Karoline von Schlieben u. a.

Bei Beginn der Untersuchung betonte ich die Möglichkeit eines Frauen-Erlebens, das die allgemein weibliche Eigenart hervorhebt, nicht die persönliche. Bei den Geschwistern von Schlieben tritt dieses unpersönliche, allgemeine Erleben der Frau in Kleist evident hervor.

Der einzige Brief an Karoline fällt in die Pariser Zeit (18. Juli 1801) und trägt alle Züge des an dem starren Wahrheitsbegriff gescheiterten Kleist. Langsam bahnt sich ein aufkeimendes Lebensgefühl den Weg gegen alle Resignation. Zu dieser Zeit ist Kleist am empfänglichsten für den zarten Reiz tiefen Frauentums.

Mit herzlichem Ton spricht Kleist von der himmlischen Güte, „... womit die Natur das Weib bezeichnet hat, und die ihm allein eigen ist, Alles, was sich ihr mit einem Herzen nähert, an sich zu schließen, mit Innigkeit und Liebe: so wie die Sonne ... alle Weltkörper ... an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, ... bis sie ... an ihrem glühenden Busen liegen —"[98]) Wie die Sterne am Busen der Sonne, so möchte Kleist einmal in den Armen einer Frau liegen. Wenn wir an die Kleistische Frühzeit zurückdenken, dann fällt uns der erste Kleistbrief ein: „... gieng eben die Sonne auf! ... ich dachte an meine Mutter".[99])

Frau und Mutter hat Kleist doch eigentlich nie unterschieden, denn die Frauen, die in Kleists Lebensbereich treten, haben stets etwas Mütterliches an sich. Kleist hat in Karoline die Frau in solcher Weise erlebt, sonst hätte er ihr dies nicht geschrieben. Weil sie wahrhaft fühlende Frau ist, ermahnt Kleist sie,

[97]) 435 [5].
[98]) 233 [17] ff.
[99]) 16 [23], schon zitiert.

nicht an die Weisheit des Staubes zu glauben, sondern nur an ihr Herz. „Ach, es ist so menschlich zu fühlen und zu lieben –"[100]) Kleist trägt zu dieser Zeit ungemein fordernd die Sehnsucht in sich, bei einer Frau auszuruhen. Seine Schwester kann ihm diese Ruhe nicht geben, weil sie in solcher Weise nicht das Wesen der Frau verkörpert, wie er es notwendig in sich erlebt. „... an ihrem Busen läßt sich doch nicht ruhen. —"[101]) Daß Kleist diesen Zug bei der Frau so stark herausstellt, zeigt immer wieder das starke Mütterlichkeitsbedürfnis innerhalb seines Frauen-Erlebens.

Diese für Kleist wesentlichen Züge seines Frauen-Erlebens treten auch mehr oder minder deutlich, persönlich oder allgemein hervor in den nicht besonders erwähnten Briefen an Henriette von Schlieben, an Sophie von Haza, Henriette Hendel-Schütz, Sophie Sander, Rachel Lewin, Frau von Werdeck oder wie immer die Frauen heißen, die im Kleist-Leben von irgendwelcher Bedeutung waren. Die Frauen, wie Charlotte Wieland und andere, von denen wir wissen, daß sie für längere oder kürzere Zeit in Kleists Gesichtskreis treten, von denen Kleistbriefe bisher nicht vorhanden sind, werden wohl kaum eine tiefere Beziehung zu Kleist gehabt haben; es wäre doch seltsam, daß jede Spur davon verwischt sein sollte. Ohne Anhaltspunkte aber darf keine gewissenhafte wissenschaftliche Untersuchung Hypothesen aufstellen.

6. Kapitel:

Kleists allgemeine Anschauung von der Frau.

Unter allgemeiner Anschauung bei Kleist verstehe ich die Gesamtheit seiner Äußerungen, die nicht unmittelbar den Charakter des Persönlichen tragen, sondern oft scheinbar von jeglicher Subjektivität losgelöst, in gewissem Sinne als Lehrsätze zu gelten haben. Wenn Kleist z. B. den Rousseauschen Satz: Der Mensch ist von Natur gut, speziell für die Frau modifizierte, würde er sagen: Die Frau ist von Natur gut! In dieser Äußerung spürt man doch zuerst nichts Persönliches, weil die Bemerkung für die Frau schlechthin gilt. Fragt man sich aber, auf welchem Weg diese Ansicht Kleist zugeflossen ist, dann trägt man sofort das persönliche, individuelle, einmalige Moment in die Betrachtungsweise hinein, dann steht man plötzlich vor der Entscheidung: Wer ist der Träger dieser Anschauung? Der von der Lebenserfahrung unberührte Intellekt, der kraft der besonderen Kleistischen Veranlagung fähig sein könnte, diese Erkenntnisse herauszubilden? Oder doch etwa das tätige Leben in seiner Buntheit, das ihn durch eine oder mehrere Frauen erfahren ließ, was er in allgemeinen Erkenntnissen später aus sich heraus stellte? Auch hier könnte eine

[100]) 234 [8].
[101]) 237 [22], schon zitiert.

Synthese von Intellekt und Lebenserfahrung die dritte Möglichkeit bieten. Eben weil Kleist aus einer erlebnishaften Beziehung diese Anschauung gewonnen haben kann, müssen diese allgemeinen Erkenntnisse innerhalb der Briefe mit einbezogen werden in den Bezirk der Untersuchung.

Diese „Lehrsätze" in den Briefen nehmen eine Mittelstellung ein zwischen den absolut persönlichen Äußerungen des Lebens und den mehr oder weniger künstlerisch geformten Aussagen innerhalb der Dichtung.

Vom inneren Wesen der Frau.

Es ist nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, daß die meisten Äußerungen von Kleists allgemeiner Anschauung über die Frau sich in Briefen an Wilhelmine finden, die weniger Offenbarungs- als Zweckbriefe sind, um der Verlobten das Bild der Frau zu zeichnen, die Kleist sich für sein Leben wünscht. Weil Kleist nachweisbar viel über das Wesen der Frau nachgedacht hat, ist der Intellekt als eine Quelle der Kleistischen Anschauung feststehend. Aber auf welchem Weg Kleist zu diesem Ergebnis gelangt, zeigt symptomatisch eine Äußerung aus der Würzburger Zeit. „Uns bedient ein Mädchen, mit einer holden Freundlichkeit, und sorgt für uns, wie für Brüder, bringt uns Obst, ohne in allem Ernste Geld zu nehmen, u. s. f."[102]) Hier hat Kleist durch eine Frau weibliche Güte erfahren. Es entspricht jetzt nur seinem mit der Ratio begabten, vom Besonderen auf das Allgemeine gerichteten Wesen, wenn Kleist weiter urteilt: „Und wenn uns die Menschen gefallen, die uns grade umgeben, so gefällt uns die ganze Menschheit."[103]) Und da nun einmal der Intellekt angeregt worden ist, so schließt er von dieser einfachen freundlichen Handlung des Mädchens auf die Güte des ganzen weiblichen Geschlechts. „Keine Tugend ist doch weiblicher, als Sorge für das Wohl Anderer und nichts dagegen macht das Weib häßlicher und gleichsam der Katze ähnlicher als der schmutzige Eigennutz, das gierige Einhaschen für den eignen Genuß. Das läßt sich freilich verstecken; aber es giebt eine himmlische Güte des Weibes, Alles, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen, und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe, wie die Sonne (die wir darum auch Königinn nennen, nicht König) alle Sterne, die in ihrem Wirkungsraum schweben, an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme ihnen gebend — aber das läßt sich nicht anlernen — — —".[104])

---

[102]) 138[1] ff.
[103]) 138[4] ff.
[104]) 138[5] ff.

Aber so allgemein diese himmlische Güte auch auf jede Frau hin gedeutet wird, so treten dennoch durch den warmen Ton dieser Überzeugung wieder rein persönliche Momente hervor, die verraten, daß es im Leben Kleists schon Frauen gegeben haben muß, die dank ihrer besonderen menschlichen Vorzüge das Kleistische Ideal von der Frau, wenn nicht gebildet, so doch gefördert haben. Dieser Gedanke von der himmlischen Güte kehrt — entsprechend dem Kleistischen „Ideenmagazin", das man sich in der Form eines Tagebuches zu denken hat — ungefähr nach einem Jahr in einem Brief an Karoline von Schlieben[105]) wieder. Aber während der zitierte Wilhelminenbrief wesentlich lehrhaft seiner inneren Haltung nach war, dringt aus dem Karolinenbrief ein Gefühl wie von Offenbarung hervor, das überschattet wird von jener Kleist eigenen Melancholie, Resignation, jenem Nichtmehrwollen, einem Müdesein. „. . . denn ach, es bricht durch die kalte Kruste der Convenienz, die von Jugend auf unsre Herzen überzieht, so selten, besonders bei den Weibern so selten, ein warmes Gefühl hervor. . . . Und doch — den Mann erkennt man an seinem Verstande; aber wenn man das Weib nicht an ihrem Herzen erkennt, woran erkennt man es sonst?"[106]) Das ist doch aus dem Leben heraus geurteilt, kein Produkt von Überlegung. Kleists Sehnsucht, Frauen kennen zu lernen, offenbart sich hier deutlich, ein Wunsch, der nicht erfüllt wird. Kleist findet keinen Menschen, den er wecken könnte. Wie stark dieses Verlangen aus Kleist drängt, offenbart er rückhaltlos. „. . . aber das warme, weiche Herz, das unaufhörlich sich sehnt, immer wünscht und hofft, und niemals genießen kann, das etwas ahndet, was es nirgends findet, das von jedem Eindrucke bewegt wird, jedem Gefühle sich hingiebt, mit seiner Liebe alle Wesen umfaßt. . . ."[107])

Für das Erleben der Frau war Kleist zu der Zeit reif genug; wenn es dennoch nicht dazu kam, dann lag es nur an dem Mangel, daß es keine Frauen gab, die seiner seelischen Bereitschaft zum Erleben entsprachen. Gewiß haben viele auch von uns nicht gekannte Frauen Kleists Leben berührt. Doch werden diese Frauen kaum einen wesentlichen Eindruck auf die Kleistische Existenz ausgeübt haben, lieferten vielleicht nur den einen oder anderen Charakterzug für Kleists weibliche Idealgestalt. Ich wies doch schon einmal darauf hin, daß eine äußere Erfahrung des Lebens Kleist den Anstoß gibt für seine rationalen Erwägungen. Seiner Verlobten schreibt Kleist, als sie Fehler eines andern[108]) bemängelt:

---

[105]) 233 [16] ff., vgl. o. Anm. 98.
[106]) 233 [9] ff.
[107]) 234 [11] ff.
[108]) 185 [1] ff.

„Keine Tugend ist weiblicher, als Duldsamkeit bei den Fehlern Andrer.“[109])

Dieses tiefe Verständnis für die Schwächen der Mitmenschen, das weiche, mitfühlende Herz und besonders die himmlische Güte, darin liegt für Kleist das Wesen der Frau, eine wunderbare Anschauung, die nicht nur aus einer Erfahrung des Lebens, viel mehr noch aus eigner menschlicher Veranlagung gebildet wurde, die den Menschen im allgemeinen für gut erkennt und die Frau im besonderen.

Von der Bestimmung der Frau.

Kleist wird beherrscht von einem schwerblütigen Verantwortungsgefühl, das ihn zeitlebens ruhelos umhertrieb, so daß er sich stets aufs Neue einen Lebensplan zurechtlegte, um nicht wie ein Reisender kurzsichtig ins Ungewisse zu fahren. Entsprechend diesem Verantwortungsgefühl hat Kleist auch die Frau darauf hingewiesen, daß sie über ihre Bestimmung nachdenken soll. Zuerst forderte er diese Entscheidung von Ulrike, und als Wilhelmine in sein Leben trat, wurde sie zentral in den Kreis dieser Kleistbetrachtungen gestellt, die weit über den besonderen Menschen — eben Wilhelmine — in der allgemeinen Art ihrer Darstellung auch für die Frau überhaupt wie auch für den Menschen Geltung besitzen.

Kleists Anschauung von der Bestimmung der Frau hat sich nie gewandelt, das Ziel ist stets gleich geblieben, aber mit der Wandlung der Kleistnatur ändert sich auch die Argumentation. Die höchste Bestimmung und die heiligste Pflicht der Frau liegt für Kleist darin, daß sie „Gattinn und Mutter“[110]) wird. Aber diese Bestimmung, als so notwendig sie Kleist auch bezeichnet, wird nur durch das moralische Müssen bedingt, nicht durch ein schönes menschliches Verlangen nach Glück oder die Sehnucht nach dem Kind. Es liegt zuviel Ratio in der Kleistischen Argumentation:

> „Aber das Leben, welches wir von unsern Ältern empfingen, ist ein heiliges Unterpfand, das wir unsern Kindern wieder mittheilen sollen. Das ist ein ewiges Gesetz der Natur, auf welches sich ihre Erhaltung gründet.“[111])

Gewiß deutet sich bescheiden Kleists Verlangen nach innerem Glück auch schon hier an, doch die überstarke Ratio überdeckt diese persönliche Begründung. Und deshalb betont Kleist so häufig:

> „Deine Bestimmung, liebe Freundinn, oder überhaupt die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unver-

[109]) 185 5 ff.
[110]) 45 7.
[111]) 45 17 ff.

kennbar; denn welche andere kann es sein, als diese, Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen?“[112])

Mit der wechselnden Bedeutung des Intellekts innerhalb der Kleistexistenz wird der Schwerpunkt wieder in die Seele Kleists hineingelegt, und die Gründe für seine Anschauung leitet er aus seiner Menschlichkeit her. Jetzt endlich drängt „die heiße Sehnsucht nach Glück“[113]) auf eine solche Bestimmung der Frau. Aber wesentlich ist diese heiße Sehnsucht nur Wunsch, nicht Erfahrung. Auch hier zeigt sich bei Kleist die geistige Bereitschaft, die starke Fähigkeit zum Erleben, aber immer nur der Weg zum Erleben hin, nicht schon das Erlebthaben, immer noch ein Leben ohne Erfüllung.

§ 4. Ergebnis der Lebensbetrachtung.

Wenn die Kleistbriefe, wie sie uns vorliegen, der wahre Ausdruck der Kleistischen Existenz sind, dann muß ganz entschieden betont werden, daß es in Kleists Leben eine große verzehrende Leidenschaft für eine Frau nicht gegeben hat. Kleists Erleben wäre wohl leidenschaftlich gewesen bei seinem so häufig geäußerten Wunsch auf unbedingte Hingabe, die er als wesentlich bezeichnet. Aber nirgends findet sich in den Briefen ein wirklicher Hinweis in dieser Richtung. Gewiß offenbaren die wiederholten Durchbrüche seiner Natur das in Kleist gärende Wollen. Aber diese vulkanartigen Eruptionen finden sich eigentlich nur in den Situationen der größten ihn bedrängenden Not, in denen er nur nach Ruhe verlangt, geborgen sein wollte, wo der Kleistische Eros ausschließlich auf das mütterliche Prinzip drängt. Auch sonst läßt Kleist durchaus nicht allein ahnen, sondern spricht es offen aus, was ihn bewegt, wonach sein Herz verlangt, welcher innere Hunger ihn verzehrt. Aber wo sollte diese Frau sein, die fähig war, diesen seelischen Hunger zu stillen? Kleists Leben zeigt genug Frauen, die Bewunderung verdienen, Frauen, die ihn ahnen ließen, welche innere Güte dem Weibe eigen ist. Aber es gab unter den vielen Frauen, die das Kleistleben kreuzten, nicht die besondere einmalige Frau, die seine Existenz erfüllt hätte. Nur einer solchen Frau hätte sich der nach Totalität strebende Kleist hingeben können.

Kleists Leben, das meines Erachtens durch den Freitod nur ein Fragment ist, ein Bruchstück, wozu es aber der Entwicklung nach nicht bedingt war, läßt die berechtigte Frage offen, ob es überhaupt eine Frau im Sinne Kleists hier auf Erden gab. Kleist selbst hat es wohl geglaubt, denn die Tatsache, daß er sich doch

[112]) 132 [3] ff.
[113]) 144 [2] ff.

fast immer nur Frauen anvertraut hat, fast nur den Frauen, den Männern sehr selten, läßt den Rückschluß zu, mit welcher Gewalt seine Seele nach einem Ausgleich mit dem Weiblichen drängte.

II. TEIL

Der Erlebnisgehalt in den Frauen der Kleistdichtung

§ 1: Eigengesetzlichkeit der Charaktere in Beziehung zu ihrem Erlebnisgehalt.

Die Gestalten innerhalb einer Dichtung unterscheiden sich nicht nur äußerlich durch den Grad ihrer Aktivität als Hauptperson oder als Komponente zu einer Gestalt, vielmehr besonders durch die Erlebniskraft, aus der ihr Schöpfer sie gebar. Nicht immer ist die Hauptperson aus stärkster innerer Erlebniskraft geschaffen, d. h. die erlebnishafte Situation, in die eine dichterische Person hineingestellt ist, braucht nicht zugleich Grad- und Wertmesser für ihre Bedeutung in der Dichtung zu sein. Wesentlich für die vorliegende Untersuchung aber ist nur die Frage nach dem Eigenleben einer Dichtungs-Gestalt, weil diese Eigengesetzlichkeit erst dem Dichter die Möglichkeit und die Freiheit gibt, unverzerrt und nicht gekünstelt die innere Natur jener Gestalt erstehen zu lassen. Wenn aber ein Dichter von vornherein mehrere Gestalten in bewußter Gegensätzlichkeit zueinander konzipiert, dann wird oft die innere Wahrhaftigkeit der geschaffenen Charaktere unter dem äußerlichen Zwang der Komposition leiden. Dadurch zeigt sich innerhalb eines Charakters oft eine klaffende Lücke zwischen reinen, durch Intuition geschauten Zügen und unwahren, nur kompositionell bedingten. Das Verhältnis zwischen beiden ist ein wahres Zeugnis zum einen für die Erlebniskraft des Dichters, zum anderen für die existenzielle Geltung eines Charakters.

Hieraus ergibt sich, daß viele Nebenpersonen, die dieses Eigenleben nicht haben, also nicht das dichterische Wollen oder Erleben ausstrahlen, auch von diesem Erleben nicht Zeugnis ablegen können. Deshalb würde es nur unnötig den Rahmen der Arbeit erweitern, wollte man alle solche Nebenfiguren in die Betrachtung einbeziehen. Diesen Unterschied zwischen erlebten und bloß gestalteten Charakteren einer Dichtung werde ich im Erstlingswerk „Schroffenstein" aufdecken. Im Laufe der Untersuchung aber sollen dann nur die dichterischen Gestalten gewürdigt werden, deren Lebensblut und Lebenswärme eine Beziehung zu Kleist ahnen lassen.

Die Betrachtung der einzelnen Dichtwerke wird sich nach der Entstehungszeit richten. Eine chronologische Erfassung gibt am ehesten den Hinweis für eine Entwicklung des Dichters; aber so richtig ihre Ergebnisse auch sein mögen, als alleinige Methode bleibt sie doch äußerlich.

Viel tiefer schürfend für die Entwicklung der Charaktere ist die Situation, „der Strom der Zeit", in dem der Charakter sich bewähren soll. Wenn also einmal die Situation die gleiche ist, wenn

die gleichen Forderungen an einen Menschen gestellt werden, dann erweist sich die Tiefe oder Oberflächlichkeit, die Stärke oder Schwäche im Charakter.

Deshalb werde ich allgemein chronologisch vorgehen; wo aber einmal mehreren Menschen durch des Dichters Willen die gleiche Schicksalsfrage gestellt wird, da werde ich diese verschiedenen Dichtungen — in ihren Frauen-Charakteren — in Zusammenhang setzen.

§ 2: Ausführung.

1. Kapitel: Die Frauen in der „Familie Schroffenstein".[113a])

„Die Familie Schroffenstein" ist der Komposition nach ein Meisterwerk. Es gibt kaum eine Person in diesem Haß- und Liebes-Drama, die nicht polar geschaut ist. Jedem Spieler entspricht ein Gegenspieler, und darüber hinaus erstreckt sich die Polarität auch auf das Geschehen: jeder Aktion folgt die Gegenaktion. Im weitesten Sinn: das Vertrauen ist polar bedingt durch das Mißtrauen und die Liebe durch den Haß, eins wäre ohne das andere, obwohl allein lebenskräftig in seiner Auswirkung, doch in solcher dimensionalen Weitung nicht denkbar. In den feindlichen Häusern Rossitz und Warwand ist je ein Gegensatzpaar: der rücksichtslos-grausame Rupert gegen seine feine stille Frau Eustache in Rossitz, der verzeihende menschliche Sylvester gegen seine nur mißtrauische Gemahlin Gertrude in Warwand. Diesem ersten Gegensatz innerhalb der Häuser entspricht ein zweiter, die beiden Grafentümer überschneidender Gegensatz. Rupert steht gegen Sylvester, was die Charaktere belangt, Eustache gegen Gertrude. In beiden Häusern ist ein bewußter Lichtpunkt, um die Parallelität zu erhalten: in Rossitz Ottokar, in Warwand Agnes. Auch die nur äußerlich das Geschehen bewegenden Personen Jeronimus, Sylvius, Johann, Santing sind kompositional in diese Polarität meisterhaft verwoben.

Dieser kurze Aufriß zeigt schon deutlich, daß nicht in erster Hinsicht die Eigengesetzlichkeit der Akteure wichtig ist, vielmehr die Gegenüberstellung. Deshalb wird man mit besonderer Vorsicht das Wesen der Frau aus diesem Werk herausdeuten müssen, weil nur zu leicht ein innerer Charakterzug einer Frau lediglich durch die Kontrastierung bedingt ist. Diese Vorsicht findet ihre Berechtigung im Charakter der Gertrude. Weil Eustache grenzenlos in ihrem Vertrauen ist, muß der andere Pol — Gertrude — grenzenlos in ihrem Mißtrauen sein. Doch dieses Mißtrauen ist, obgleich es als geistiges Prinzip in diesem Drama die unbestrittene Vorrangstellung einnimmt, psychologisch gesehen doch nicht von

---

[113a]) Die Zitate der „Familie Schroffenstein" beziehen sich auf den 1. Bd. der Kleistausgabe.

solcher Kraft, um dem Vertrauen der Eustache das notwendige Gleichgewicht zu halten; es weist auch nicht die gleiche Tiefendimension auf. Kleists Seele kann das Vertrauen wohl im Glauben an das Gute erlebnishaft produzieren, das Mißtrauen aber ist — bei Kleist — nur als eine Form geistigen Erkennens rational bedingt. In dem Sinne ist es deshalb auch eine Schuld. Diese Schuld ist der Hauptträger in der „Familie Schroffenstein", und Schicksal und Zufall sind nur die Stützen, deren sich die Schuld zu ihrer Auswirkung bedient. Der „vergiftete" Dolch und die „vergiftete" Ananas sind nicht nur dafür Beispiel, daß Kleist selbst das Mißtrauen ad absurdum führt, sondern auch Momente zur Entscheidung, auf welchem Prinzip die Menschen ihre Ich-Du-Beziehung aufbauen wollen.

Eben weil die Kleistexistenz auf dem Vertrauen basiert[114]), sind die Vertreter des Vertrauensprinzips in diesem Drama näher dem Leben, blutvoll und lebensvoll gezeichnet. Gertrude ist gegen Eustache nur ein bloßer Schemen ohne Blut und Knochen. Eustache erst trägt die Züge Kleistischen Frauenerlebens.

In welchen Formen offenbart sich dieses Frauenerleben? Es sind überwiegend die allgemein menschlichen Charakterzüge der Frau, die Kleist in ihrer Herzensgüte, ihrem Vertrauen und ihrem Rechtsgefühl sieht. Eustache hält den rücksichtslosen Haß ihres Mannes zurück:

V 81 Könnt'st du nicht prüfen mindestens
— Vorher, aufschieben noch die Fehde? —.

Ihre Weiblichkeit sträubt sich gegen den unbedingten Haßwillen Ruperts. Ihrem Wesen entspricht das Vergeben und Verstehen für andere in einer Grenzenlosigkeit, die weit den Rahmen des Alltäglichen sprengt. Eher lügen die Tatsachen als ihr Glaube an die Menschen:

V 1617 Nun, über jedwedes Geständnis geht
Mein innerstes Gefühl doch. —

In Eustache erlebt man die starke Bodenständigkeit der eigenen Persönlichkeit, die unbedingt an ihrem Wesen festhält. Sie willigt sofort in eine Heirat Ottokars mit Agnes, die den Haß der beiden feindlichen Häuser beenden könnte. Und als Jeronimus in seiner Eigenschaft als Friedensstifter von Rupert feige umgebracht worden ist, da findet sie mit Recht harte Worte der Ablehnung einer so gemeinen Tat.

V 1809 Das ist so häßlich, so verächtlich, daß
Selbst ich, dein unterdrücktes Weib, es kühn
Und laut verachte.

Denn das Rechtsgefühl ist so unfehlbar in ihr, daß selbst Furcht und Liebe zurücktreten hinter dem selbstverständlichen

---

[114]) Fast jeder Wilhelminen-Brief ist Zeugnis dafür.

Recht der Achtung und Wahrung des anderen Menschen. Und aus maßloser Empörung schleudert sie ihrem tyrannisch unduldsamen Mann die Worte entgegen:

V 1819 Du bist ein Mörder!

Obwohl sie ihn damit verdammt hat, glaubt Eustache aber doch nicht an die große Schuld ihres Mannes, fürchtet, ihm Unrecht getan zu haben, und kämpft für seine Unschuld.

V 1868 ... ein Weib glaubt gern an ihres Mannes
Unschuld, und küssen will ich deine Hand
Mit Tränen, Freudentränen, wenn sie rein
Von diesem Morde.

Eustache erfährt wohl von der Alleinschuld ihres Mannes an der Ermordung Jeronimus'; und weiter geht trotzdem ihr mitfühlendes Verstehen auch über diese Tat hinaus, als sie glaubt, daß ihr Mann sich innerlich dieses Vergehens schäme.

V 1906 — O, dies menschlich schöne
Gefühl, das dich bewegt, löscht jeden Fleck,
Denn Reue ist die Unschuld der Gefallnen.

Dieses für menschliches Ermessen fast undenkbare Vergeben in Eustache wird noch einmal auf eine harte Probe gestellt, denn Ruperts Reue ist nicht echt; seinen Haß gegen Sylvester überträgt er auf dessen Tochter Agnes. Da scheut sich Eustache nicht, ihren Mann an ein persönliches Erlebnis vor ihrer Hochzeit zu erinnern.

V 1979 — auf meinen Knien beschwöre
Ich dich, bei jener ersten Nacht, die ich
Am Tage vor des Priesters Spruch dir schenkte.

Damit tritt ein besonderes persönliches Erleben der Eustacheschen Weiblichkeit hervor: das persönliche Erleben in der Erotik. Alle anderen Charakterzüge in Eustache waren von jener allgemeinen tiefempfundenen Weiblichkeit, wie sie uns das Kleistsche Leben so oft aufgezeigt hat. Dieses erotische Erleben zwischen Mann und Frau hat für Kleist seine einzige Geltung in der Ehe, dort ist es geheiligt. Das erotische Erleben vor der Ehe ist Sünde. Deutlichen Ausdruck findet diese Ansicht in Ottokars Worten in der Höhlenszene.

V 2439 — Ach, Agnes!
Wenn erst das Wort gesprochen ist, das dein
Gefühl, jetzt eine Sünde, heiligt — —

An diese gemeinsame Sünde erinnert Eustache ihren Mann, offenbart in letzter Not das Intimste, was liebende Menschen sonst geheimhalten, alles um ihres Sohnes Ottokar willen und für den endlichen Frieden.

Kleist erlebt in Eustache die Frau als das liebende Weib, das eben in ihrer Liebe keine Grenzen kennt, als Mutter, die für ihren Sohn kein Opfer scheut, und dann die Frau in ihrer allgemeinen

Menschlichkeit, deren Herzensgüte das Leben der Familie überstrahlt.

Doch erst im Charakter der Agnes hat Kleist die Frau in einer solchen Steigerung gesehen, wie sie nur seinem idealen Wollen gemäß ist. In Agnes liegt viel von dem Sehnen, mit dem Kleist im Leben sich seine Braut vorstellte: so glaubte er, müßte eine Frau sein, um geliebt werden zu können. Agnes muß als Frau innerhalb dieser Dichtung von einer solchen Steigerung aus erlebt sein, weil sie die Hauptträgerin jenes Gefühls ist, das den verneinenden Haß und das Mißtrauen überwinden wird. Weil die Liebe in Agnes und Ottokar den Haß besiegt, muß Agnes als Mensch tief und weit genug gezeichnet sein; denn ein unbändiges Gefühl braucht ein unbändiges Wollen.

Kleist zeichnet zuerst mit leichten Strichen wie ein malender Künstler das Bild seiner Geliebten. Stellt Agnes froh vor uns hin, wie sie den Gärtnerskindern das Spielzeug ihres kleinen toten Bruders bringt, weil sie oft mit ihm gespielt haben. Viele kleine, fast unscheinbare Züge, sei es auch nur ihre mädchenhafte Scheu ihren Eltern gegenüber, zeigen Kleists besondere Liebe für Agnes. Aber durch einen einzigartigen Wesenszug hat er seine Lieblingsgestalt in dieser Tragödie zu einer selten erreichbaren Höhe erhoben: das ist der unbedingte Opfersinn. Denken wir zurück an Kleists Leben und erinnern wir uns an einen Marienbrief kurz vor Kleists Tode. Da hieß es: „. . sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt . . .“[115]) Was das Kleistische Leben als höchste Forderung gestellt hat und was das Leben ihm erlebnishaft durch eine Frau nicht schenken konnte, in dem besonderen Charakter der liebenden Agnes findet es innerhalb seiner Dichtung reifste Verwirklichung.

Ottokar sagt einmal zu Agnes:

V 767 Du gehst mir über alles Glück der Welt,
Und nicht ans Leben bin ich so gebunden,
So gern nicht, und so fest nicht, wie an dich.

Die Unbedingtheit der Liebe, ihre Ausschließlichkeit spricht hier schon Ottokar aus. Doch wie ungleich schwerer und mit letzter Entsagung kämpfend steht Agnes vor uns. Sie hat erfahren, daß Ottokar der Sohn Ruperts aus dem feindlichen Hause Rossitz ist, daß er beim Abendmahl allen Gliedern der Familie Warwand den Tod geschworen hat. Als Ottokar der durstenden Agnes Wasser bringt, spricht sie in Entsagung:

V 1298 Er bringe Wasser, bringe
Mir Gift, gleichviel, ich trink' es aus, er soll
Das Ungeheuerste an mir vollenden.

---

[115]) 5. Bd. 433 [16].

Und Agnes trinkt das „Gift", wie auch später mißverstehend Ottokar davon trinkt. Als aber der Irrtum aufgeklärt ist, da steigt in Agnes tiefe Scham auf, weil sie sich so unwürdig an seiner Seele vergangen hat (V 1337). Diese grenzenlose Liebe der Beiden, die den Tod selbst überwindet, spricht Agnes noch einmal aus in den Worten an Ottokar:

V 1347 Ganz deine in der grenzenlosesten
Bedeutung.

So erlebt Kleist seinem Wollen gemäß in Agnes die Frau in der Form der liebenden Geliebten, deren menschlich schönster Zug die Opferbereitschaft ist. In Ottokars Gestalt erlebt Kleist Agnes aber nicht nur in dem Hochsinne der seelischen Opferbereitschaft, sondern auch in dem menschlichen Erfühlen des geliebten Weibes, durchaus wie ein Mann die Frau erotisch erlebt. Das läßt die Kleistische Sprache so plastisch erlebnishaft an unser Gefühl klingen; und dennoch bleibt in der Hingabe der Beiden eine leise schöne Scham und Scheu.

V 2478 Du lispelst leis': O lösche
Das Licht! und plötzlich, tief verhüllend, webt
Die Nacht den Schleier um die heil'ge Liebe,
Wie jetzt.

Das erotische Erleben in der Sprache selbst ist so greifbar und doch wieder so rein, wie eben rechte Liebe rein bleibt. Das Drängen in der Sprache, ihre lebendige Lauterkeit wäre undenkbar ohne Kleists eigenen Willen zum Erleben, der hier wünschend durchbricht. Das bis zum Letzten opferbereite Weib, wie Kleist es in seinem Leben einzigartig in seiner Schwester Ulrike verkörpert sah, die Geliebte, wie er sie in seinem Leben wohl gewünscht, aber in der Wirklichkeit nicht erlebt hatte, hier in der Dichtung erst erlebt er im schönsten Sinne beides.[115a])

2. Kapitel: Alkmene.

Kleists „Amphitryon" ist eine freie Übertragung des Molièreschen gleichnamigen Stückes.[115b]) Szene für Szene lehnt sich Kleist

---

[115a]) Das Fragment des „Robert Guiskard" vertieft in keiner Hinsicht die Kleistische Erkenntnis über das Frauentum. Die mütterliche und für ihren Mann sich aufopfernde Herzogin und Helena, die mit töchterlicher Liebe und frauenhafter Bewunderung zum Vater aufschaut, sind — obwohl nur angedeutet — wahre Wesen Kleistischen Geistes. Bringen sie auch keine neuen Züge, so weist ihre Haltung doch ganz entschieden auf die noch zu deutende Einheitlichkeit der Frauengestalten bei Kleist. Wesentlich ist nur noch der Hinweis auf Bilder und Vergleiche, die dem Sinnbereich der Frau entstammen: Das Heer vergleichbar einem schwangeren Weibe (V 322 ff.). Oder Guiskards letzter Kampf wird verbildlicht durch das Besteigen eines Hochzeitsbettes (V 495 ff.). Diese Bilder sind aber keineswegs ein vollgültiger Beweis für Kleists damaligen Drang zum Erleben; denn Kleist speist seine Vorstellungen aus dem unerschöpflichen Brunnen seines „Ideenmagazins".

[115b]) Die Zitate aus „Amphitryon" beziehen sich auf den 1. Kleistband.

an das Vorbild an, dessen dichterische Intention sich in einer frivolen Gesellschaftskomödie lustig erschöpft. Kleists Anlehnung an Molière zeugt nicht, wie Franziska Füller[116]) schließt, von einer damals im Menschen wie im Dichter Kleist liegenden Unsicherheit, die nur zu gern der führenden Hand vertraut, sondern recht im Gegenteil von Kleists Bewußtsein als Dramatiker, von seinem Vertrauen auf die eigene Kraft, indem er dem leichten spielenden Getändel des Franzosen seinen arteigenen schweren deutschen Sinn entgegensetzt. Der „Amphitryon" bei Kleist ist tiefer, kleistischer und deutscher konzipiert. Die Frage nach dem Kleistischen Wollen bei dieser Übertragung wird beantwortet durch die von Kleist eingesetzten Szenen innerhalb der Molièreschen Fassung. Stofflich neu sind bei Kleist die vierte und besonders die fünfte Szene des zweiten Aktes, ferner der vertiefte und erweiterte und notwendig andere Schluß. Sie bilden ausschließlich den Stoff für die Alkmenen-Interpretation.

Durch diese neuen Kleistszenen sind Alkmene und Jupiter nicht mehr die bloße Dame der Gesellschaft und ihr liebesbrünstiger göttlicher Galan, sondern sie ist ein Weib in einem tiefernsten sittlichen Konflikt, und der Gott ist nicht mehr unter spielend-blauem griechischen Himmel, wohl aber in rätselvollem Ernst geschaut.

Hier bei der Interpretation des „Amphitryon" zeigt sich so überaus klar, wie sehr Kleist noch ein Problem ist, und daß sich ein Weg zum Verständnis seines inneren Wesens nur erst angebahnt hat. Es gibt eine Fülle von Amphitryon-Deutungen, die mehr oder minder am Wesentlichen vorbeilaufen und eine Erklärung nur aus Äußerlichkeiten herleiten, die in keiner Weise das wirkliche Erlebnis Kleists begreifen. Nicht die Gattentreue[117]) ist wesentlich im „Amphitryon" und nicht Alkmenens Verzicht auf die irdische Liebe zugunsten einer himmlischen[118]) und auch nicht ein christliches oder überhaupt religiös-fundiertes Erlebnis,[119])sondern einzig und allein das in der Kleistexistenz drängende Urerleben.

Was ich unter diesem Kleistischen Urerleben verstehe, scheint mir schon von Cassirer[120]) treffend formuliert zu sein: „Die unbedingte und unbeirrbare Gewißheit des Gefühls, das sich niemals völlig im Wirrsal des äußeren Geschehens verliert, sondern sich aus diesem Chaos immer wieder in seinem eigenen unverbrüchlichen Gesetz herstellt, gibt die durchgängige und einheitliche Richtung des tragischen Grundprozesses bei Kleist." Es ist eigent-

---

[116]) Franziska Füller, S. 34.
[117]) Meyer-Benfey I. S. 334.
[118]) Hellmann, Hanna, S. 31.
[119]) Sauer a. a. O. S. 93—102.
[120]) Cassirer, Idee und Gestalt, S. 185 oben.

lich unerklärlich, wie spät die Kleistinterpretation zu dieser Erkenntnis gekommen ist, die im Leben Kleists doch so sehr als das innere Gesicht hervorschaut. G. Fricke[121]) führt in konsequenter Weise auf dem Boden dieser Erkenntnis seine Untersuchung durch, indem er mehr ein geistiges als ein psychologisches Problem, m. E. mit völligem Recht, in Kleist betont.

Kleists religiöse Gewißheit um seine irdische Bestimmung scheint mir aber die geistige Haltung zu sein, die Grundsubstanz, in der die Alkmenennatur gebettet liegt; denn um Alkmene dreht sich im „Amphitryon" das Gesamtgeschehen wie die Gestirne um die Sonne, und selbst der Gott ist im tiefsten Sinn nur ein Mittel, zu erweisen, wie festgegründet das reine innere Gefühl in ihr ist. Gewiß ist es nicht nebensächlich, daß Kleist diese Versuchung in die Brust und in das Herz einer Frau legt. Die Frau als Inkarnation des betont-naiven Weltprinzips, des seelisch-weiblichen, trägt absolut konkret dieses innere reine festgewurzelte Ich in sich, absoluter, realer als der Mann, der die Seinswerdung des rationalen Weltprinzips darstellt. Wenn auch die Liebe nicht als einzige Existenzbeziehung geeignet ist, diesen Kampf des Ich gegen das Ich, der Treue gegen sich selbst, darzustellen, so gilt sie doch wohl für Kleist als die höchste Beziehung, in der jedes innere Geschehen am reinsten widerklingt.

Wenn also Kleists Hauptinteresse der Alkmenen-Gestalt galt, dann mußte notwendig auch Jupiter wachsen zu einem ernstzunehmenden Gott, er konnte kein homerischer, leichtsinniger Göttervater bleiben. Eben weil Kleist ein Dramatiker von Geburt war, empfand er, daß jener ungeheure sittliche Konflikt in der Brust Alkmenens den Nährboden brauchte, damit diese Frau zum Schluß rein und keusch wie zu Beginn dastand, wenn man die Liebe als Symbol für den menschlichen Glauben an ihre innere religiöse Bestimmung setzt. In welchen Formen des Frauenerlebens stellt Kleist die Alkmenengestalt vor unsere Augen? In Alkmene singt Kleist das Hohelied der Liebe. Selbst im Gott liebt Alkmene den einzigen Mann, der ihrem Leben Atem ist, so wie alle Kleistischen Frauen grenzenlos lieben und glückhafte Ausgeburten sind seiner wunschhaften Phantasie. Wenn im „Schroffenstein" der frauenhafte Opfermut die hervorstechendste Eigenheit war, jetzt gestaltet Kleist die seelische Reinheit der Frau in der Ehe, ihre Keuschheit, wie sie als dichterische Erfüllung einzigartig in deutscher Dichtung ist, obgleich sich auch sonst ein Charakterzug des deutschen Wesens darin widerspiegelt, daß reine und keusche Frauen dargestellt werden. Für Alkmene ist die Liebe die innere Gewißheit in ihr selbst, die Übereinstimmung von Ich und Du. Reinheit und Keuschheit ihrer Liebe sind identisch mit dem Frieden ihrer Seele.

---

[121]) Fricke, S. 69—72.

Alkmene täuscht sich nicht, selbstsicher und unfehlbar ist sie in ihrem Gefühl. Als die molièrehafte leichte Charis die Möglichkeit eines Irrtums erwägt, ob Amphitryon und auch kein anderer in Alkmenens Armen gelegen, da lehnt Alkmene lächelnd ab.

V 1150 Ich mich getäuscht!
V 1161 Nimm mir
Das Aug', so hör ich ihn; das Ohr, ich fühl' ihn;
Mir das Gefühl hinweg, ich atm' ihn noch;
Nimm Aug' und Ohr, Gefühl mir und Geruch,
Mir alle Sinn' und gönne mir das Herz:
V 1167 Aus einer Welt noch find' ich ihn heraus.

Weil ihr Selbstvertrauen allein aus dem Herzen aufsteigt und in ihrer Liebe genährt wird, deshalb müßte sie innerlich zerbrechen, wenn sie sich doch geirrt hätte.

V 1243 ...so sei der Tod mein Los
Und ew'ge Nacht begrabe meine Schmach.

Ihr kann kein Gedanke einer begründeten Entschuldigung kommen, den jede andere Frau in diesem Fall mit selbstverständlichem Recht erwogen hätte, da sie doch aus gutem Bewußtsein gehandelt hat. Der unerbittliche Ernst aus Kleists praktisch-ethischem Denken bricht hier durch. Eine bloße Gesinnungsethik ist für Kleist nur eine halbe Lösung, die den sittlich schweren Konflikt, der wie eine verzehrende Flamme frißt, nicht bannt. Die Möglichkeit einer Schuld ist für Alkmene durch den falschen Buchstaben J statt A im Diamantgürtel gegeben. Amphitryon allein kann diesen Zweifel bannen.

Die Großmut des vermeintlichen Amphitryon, alles Geschehene zu vergessen, muß sie ablehnen, sonst würde sie sich in ihrem eigenen Charakter widersprechen. Rein will sie leben und keusch, sonst nicht. Tiefer gedeutet: Nicht besänftigen will sie den inneren Zweifel an der Fehlbarkeit ihres inneren Gefühls; dann lieber das Leben nicht achten, wenn seine Gebrechlichkeit auch bis in die Tiefe der Seele reicht.

V 1274 Jetzt lebe wohl auf ewig, du Geliebter
Auf diesen Fall war ich gefaßt.

Wie ein Schwur, so heilig war ihr Selbstvertrauen. Um nicht ihres Mannes Großmut zu erliegen, will sie gegen sich selbst

V 1330 „Des Meineids fürchterliche Rächer" aufrufen.

Im letzten Augenblick offenbart der Jupiter-Amphitryon, daß Jupiter ihr erschienen ist.

Der irdische Amphitryon wohl findet am Schluß, da alles Geschehen sich in der Gottheit löst, demütige Worte biblischer Ergebenheit in Gott:

V 2314 Und dein ist alles, was ich habe.

Doch Alkmene beweist auch Gott gegenüber ihre seelische Rein-

heit, Gott hat gefrevelt, wenn er ihr erschienen ist. Dem aufbrausenden Gott-Amphitryon entgegnet sie nichtsahnend:

V 1347 Nicht Frevel wär's —?

Das ist die menschlich denkbar höchste Höhe, die eine liebende Frau je erreichen kann, daß ihr Frauentum selbst vor Gott heilig ist. Eine fast unerhörte, kühne Keuschheit, die aber durchaus keine Überspannung, sondern mit innerem Recht dem Kleistischen Wesen gemäß ist, der solch ein wunderbar tiefes Frauen-Erleben in sich trug als höchsten Wunsch. Gewiß ist für einen nüchternen Verstand ein Gott, zumal in einer hohen christlichen Anschauung, wie Kleist ihn zeichnete, als Liebhaber eine Absurdität, die aber jeder übersieht, der empfindet, was Kleist beabsichtigt: Selbst ein Gott als Liebhaber soll das Weib nicht in ihrer Keuschheit verletzen. Der Gott als Liebhaber ist nicht zuerst als allein gültige Tatsache zu werten, sondern als Kleistischer Wertmesser eben für diese unerhört kühne Keuschheit des Weibes, die wiederum nur der sichtbare Ausdruck ihres inneren Friedens ist.

Der Gott setzt dem Weibe Alkmene die schönste Krone auf, der anerkennen muß:

V 1407 Und müssen nicht sie selber [die Götter] noch,
Geliebte,
Amphitryon sein, und seine Züge stehlen,
Wenn deine Seele sie empfangen soll?

Den Amphitryon denkt Alkmene selbst, wenn sie Gott meint, er ist nach Jupiter ihr Abgott, vor dem sie im Staube liegt. Es ist weniger eine eigene Entschuldigung als eine seltsam wunderbare Erhöhung des Geliebten, wenn Alkmene bekennt:

V 1457 Ich brauche Züge nun, um ihn [Gott] zu denken.

In Amphitryon stellt sich ihr die Gottheit dar. Wenn auch sogar Gott-Jupiter ihr in Liebe genaht ist, dennoch ist ihr heil'ger Wunsch:

V 1507 Und könnt' ich einen Tag zurücke leben ...
V 1511 So willigt' ich von ganzem Herzen ein.

Denn ihre Keuschheit liegt bei dem einen geliebten Mann — in ihrer Liebe zu Amphitryon. Dem Gott aber schenkt sie das erhabene Gefühl der Ehrfurcht.

Als Jupiter in Gottgestalt das letzte Dunkel um das Geschehen lüftet, da findet die Alkmenen-Keuschheit die letzte Möglichkeit in dem einzigen Wörtchen „Ach", das — selbst so keusch und rein — besser als das tiefste Bild Alkmenens Frauentum verklärt. Es liegt darin: „der ganze Schmerz zugleich und Glanz"[122]) der Alkmenenseele. Dieses „Ach" ist der letzte Aus-

[122]) 5. Bd. 358 [5].

druck eines bitteren Kampfes um die innere Existenz, verwoben mit dem ersten freudigen Aufschrei der sieghaften Gewißheit.

3. Kapitel:

Das „Erdbeben in Chili" und der „Findling".

Beide Novellen, die ihrem Entstehen nach zeitlich zusammengehören[123]), führen doch auf verschiedenen Wegen an Kleists Frauen-Erleben heran. Während im „Erdbeben"[123a]) die Liebe als Macht (durch Rugera und Josepha personifiziert) im Kampf liegt gegen die Welt mit ihrer starren Sittlichkeit, ist im „Findling" nur ausschließlich wieder das Herz einer Frau, das sich die Reinheit bewahrt aus edler Gesinnung, gleichsam der Ort des Geschehens. Aber vielleicht weil jener innere Vorgang fehlt, der die sittliche Größe eines Menschen gerade im Widerspruch und im Kampf mit dem Andern erweist, ist das „Erdbeben" (bis auf den Schluß) eine der schwächsten Kleistnovellen, denn es geht ihr damit die Kleisteigenart ab.

In der äußeren Unterstreichung des Erotischen im „Erdbeben" finden sich Anklänge zum „Schroffenstein".

> „... in einer verschwiegenen Nacht (hatte Jeronimo) den Klostergarten zum Schauplatze seines vollen Glückes gemacht".[124])

Das ist eine nach Art des „Ideenmagazins" parallele Szene, die im „Erdbeben" noch übertroffen wird an sinnlicher Eindruckskraft durch die Szene in dem Tale, das Kleist als das „Tal von Eden"[125]) symbolisiert.

> „So schlichen Jeronimo und Josephe in ein dichteres Gebüsch, um durch das heimliche Gejauchz' ihrer Seelen niemand zu betrüben. ... und die Nachtigall flötete im Wipfel ihr wollüstiges Lied".[126])

Aber diese betonte Erotik ist schließlich doch nicht nur Zweck. Die dichterische Intention will vielmehr den tieferen Sinn aufzeigen: Das Verlassen des Tales Eden, in dem die Liebe sich selbst treu und sich selbst genug war, ist gleichnishaft eine zweite Austreibung aus dem Paradies. Darin liegt die Schuld der Liebenden, daß sie den Wink des Schicksals nicht verstanden: draußen in der Natur ihrer Liebe zu leben. Erst auf dem Kind der freien Liebe, auf dem kleinen Philipp, liegt wieder ein Glanz Kleistischer Freude: „... wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt' er sich freuen".[127])

---

[123]) Gassen, S. 54—99, S. 122.
[123a]) Die Erzählungen werden aus dem 3. Kleistband zitiert.
[124]) 295 [18] ff.
[125]) 301 [12].
[126]) 301 [25].
[127]) 312 [4].

Erst im „Findling" liegt wieder die innere Kleistbezogenheit, erst auf Elvire liegt wieder der Glanz von Kleistischem Erleben. Kleist gebraucht kaum einmal den Namen der Elvire, ohne ihm nicht in irgendeiner Form ein Epitheton mitzugeben.

360^{15} „... Elviren, seiner jungen trefflichen Gemahlin ..."

361^{24} ... seiner treuen, trefflichen Elvire ..."

363^{2} „... ihr schönes und empfindliches Gemüt ..."

373^{1} „... Elvirens reiner Seele ..."

So verrät sich Kleists Interesse an ihrer Gestaltung. Die Besonderheit ihres Wesens liegt wiederum im typischen Kleistbereich: Ihre Liebe hat Elvire das Leben hindurch dem toten Geliebten bewahrt, und sie wäre nie die Frau eines Andern geworden, wäre ihr Piachi nicht auch als Mann ein väterlicher Freund gewesen, der sich sehr hütete, „seinen Namen [den des toten Geliebten] vor ihr zu nennen, oder sie sonst an ihn zu erinnern, weil er wußte, daß es ihr schönes und empfindliches Gemüt auf das heftigste bewegte".[128])

Diese Treue auch über den Tod hinaus liegt als eine Selbstverständlichkeit im Wesen der Kleistischen Frauengestalten, für die es nur eine erste und einzige Liebe gibt. So liebt schon Agnes im ersten Kleist-Drama und Natalie im letzten; denn eine Wandlung des Dichters in seiner Anschauung gibt es nicht.

Dieser Welt von Reinheit und Treue in Elvire wird mit Nicolo jene andere von Schmutz und Falschheit gegenübergestellt.

„Die Leidenschaft dieser, als ein Muster der Tugend umwandelnden Frau ..."[129]) glaubt Nicolo erweckt zu haben.

Es ist ein Spiel grausamer Dämonie, das Nicolo mit der ahnungslosen Elvire treibt, nachdem er erkannte, daß er nicht ihr Geliebter sei, für den er sich hielt. Die abscheulichste Tat brütet er aus; denn er weiß wohl, „... daß Elvirens reiner Seele nur durch einen Betrug beizukommen sei".[130]) Das hat sogar Jupiter bei der keuschen Alkmene erfahren. In der Kleidung und Haltung des toten Geliebten schleicht Nicolo dorthin, wo Elvire ihrer Liebe einen Altar errichtet hatte. Die Entweihung ihres Heiligtums läßt die reine Elvire sterben, doch unbesiegt wie ein keusches Mädchen. Sie kann nicht mehr leben. Wie Penthesilea dem Achill folgt, so geht auch Elvire zu dem Geliebten, nachdem sie auf Erden nicht einmal mehr den Ort hat, dem Dahingegangenen in Liebe wie einem Gott zu dienen in fast religiös-mystischer Ergebenheit. So hatte schon Alkmene in ihrer Liebe den Amphitryon wie einen Gott verehrt. Gleich der Alkmene ist Elvire in ihres

[128]) 363^{1} ff.
[129]) 369^{13}.
[130]) 373^{1} ff.

Herzens Schacht herabgestiegen und betete ihren toten Geliebten an.

„Elvirens Vergötterung“[131]) ist ein Beweis von jener Kraft, die in der Liebe der Kleistischen Frauen sich offenbart. Das ist eine Liebe, die durch ihren weiten Ausblick auf das Religiöse erhaben über dem Sinn alltäglicher Erotik steht.

4. Kapitel: „Die Marquise von O.“

Wir sind es bei den anderen Kleistdichtungen gewohnt, daß sie von ihren Interpreten in christliche und mystisch-religiöse Beziehungen gestellt werden, die wohl durch den äußeren Ausdruck veranlaßt, in keiner Weise aber auch nur annähernd dem Kleistwesen gerecht werden. August Sauer[132]) z. B. stellt das „Käthchen“, den „Amphitryon“ und auch die „Marquise“ unter diesen religiös-mystischen Glanz, der durchdrungen ist mit der Erkenntnis von Mariae Geburt. Gewiß deuten Äußerlichkeiten in diese Richtung. Die Gräfin-Mutter nennt die Marquise: „... o du Reinere als Engel sind“.[133]) „... du Herrliche, Überirdische“[134]). Von dem Ursprung des kleinen Kindes empfand die Marquise, daß er

„auch göttlicher zu sein schien, als der anderer Menschen.“[135])

Und „in der größten Unschuld und Reinheit hatte (die Gräfin) empfangen“.[136])

Der Graf ist „schön, wie ein junger Gott“,[137]) und „der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu sein“.[138]) Wenn man wirklich eine innere Geneigtheit in sich verspürte, diesen scheinbar bestechenden Andeutungen auf eine religiöse Erklärung der Marquise“ zu folgen, wo läge in dieser Kleist-Allegorie ein Problem? Dann wäre eben die Marquise eine Art Jungfrau Maria, die doch aber ergeben in den Willen der göttlichen Vorsehung das ihr göttlich-bestimmte Schicksal trägt. Nein, Kleist stellt die Marquise in einen schweren sittlichen Konflikt hinein, den nicht Gott löst, den sie in aller Bitterkeit durchleiden muß. Und das deutet schon auf einen tieferen in der „Marquise“ liegenden Sinn. Badewitz[139]) scheint mir diesen tieferen Sinn wenigstens zu streifen. Wie Sauer[140]) stellt auch er „Amphitryon“ und „Marquise“ in einen

---

[131]) 373 [13].
[132]) Sauer a. a. O., S. 103.
[133]) 3. Bd. 285 [6].
[134]) 285 [15].
[135]) 275 [7].
[136]) 275 [5].
[137]) 256 [4].
[138]) 251 [6].
[139]) Badewitz, H.: Kleists Amphitryon. Erlanger Phil. Dissert. 1930, S. 101.
[140]) Sauer a. a. O., S. 103, mehrmals zitiert.

engeren Zusammenhang. Beide Kleistdichtungen sind für ihn Auseinandersetzungen mit der Endlichkeit menschlicher Erkenntnis. Wenn im „Amphitryon" die Möglichkeit einer wirklichen Erkenntnis verneint wurde, jetzt glaubt Kleist in der „Marquise" daran.

„Wie gegen das unedle Gefühl und die edle Leidenschaft zuletzt das edle Gefühl mit Hilfe des Verstandes den Sieg behält." (Badewitz S. 96.)

Gewiß, das Gefühl der Marquise ist die innere Triebkraft dieses Geschehens. Wieder der schon bei Alkmene und Penthesilea dargestellte innere Kampf des Ich mit dem auferlegten Schicksal. Aber wenn im „Amphitryon" der Gott den sittlichen Kampf verklärend löst, wenn in der „Penthesilea" erst der Tod die unbedingte Freiheit bietet, dann tritt hier in der „Marquise" das Unerhört-Neue ein, daß ein Mensch fähig wird, mitten in der Gebrechlichkeit der Welt die schwankend gewordene Einheit mit dem eigenen Selbst kraft menschlicher Größe wieder herzustellen. Das soll eine kurze Analyse des Werkes aufzeigen.

Von Natur ist die Marquise eine ungemein fesselnde Frau, das ist ein typischer Zug in der Kleistdichtung. Die Marquise scheint die Männer in diesem Zauber — durchaus ungewollt — anzuziehen: die Soldaten, den russischen Grafen und, nur angedeutet, den Jäger Leopardo[141]). Der seltsame Reiz ihrer äußeren Persönlichkeit ist innerlich gehalten durch eine bewußte sittliche Kraft. „Bei dem Tode ihres Gemahls ... hätte sich seine Tochter aber entschlossen, in keine zweite Vermählung einzugehen"[142]), um nicht ihr Glück auf ein zweites Spiel zu setzen, so lautete die Antwort des Kommandanten auf des Grafen Antrag. Als Mutter von zwei guterzogenen Kindern tut sie einen „den Spott der Welt reizenden Schritt"[143]), indem sie nach dem ihr unbekannten Vater des von ihr zu erwartenden Kindes öffentlich forscht. Nur aus Liebe zu dem unbewußt empfangenen Kind will sie dessen Vater heiraten. Das ist der äußere Rahmen des Geschehens, den die Marquise sich selbst kraft ihres ausgebildeten Verstandes spannt. „Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen."[144]) „Wie an ihrer eignen Hand ..."[145]) hebt sich die Marquise aus der Tiefe ihres seltsamen Schicksals mit Hilfe ihres Verstandes und ihrer ethischen Kraft. Die inneren Seiten ihres Frauentums werden erst deutlich nach der Entdeckung jenes mysteriösen Täters. Da liegt Kleists besonderes Interesse,

141) 284 22 ff.
142) 257 21.
143) 249 9.
144) 274 15.
145) 274 9.

aufzuzeigen, wie die Marquise als Frau ihre innere Position jetzt auch gegen ihre glückhafte Situation erkämpft, darin offenbart sich das Besondere der Kleistischen Frau in der Gestalt der Marquise. Für eine Frau des Alltags ist doch die Tatsache, daß sich als Vater ihres Kindes der geliebte Mann meldet, ein ganz seltenes Glück (abgesehen von dem Entsetzen, das wohl bei der primitivsten Frau zuerst vorherrschen wird). Das Kleistempfinden geht andere Wege. Gewiß liebt die Marquise den Grafen. In ihrem scheinbar sachlichen Zugeständnis für die Ehe, das sie dem Grafen „aus Verbindlichkeit" schuldig ist, zeigt sich nur ihre frauengemäße Scheu. Aber „— sie stockte, und ihre Augen glänzten, indem sie dies sagte —"[146]).

Der geliebte Mann hat sie ohne ihr Wollen nicht in Liebe, sondern aus Gier genommen. Nicht geliebt hat er sie, sondern geschändet. Die Parallele zur Penthesileennatur tritt hervor. Wie Penthesilea sich nur rein triebhaft begehrt glaubte, so auch die Marquise. Die Kleistischen Frauen zeigen stets die gleiche, nur graduell unterschiedene Reaktion. Penthesilea tötet Achill, die Marquise weist den Grafen von sich. Gerade ihn als Vater ihres Kindes zu sehen! Penthesileisch in Wort und Gebärde ist ihre Abweisung: „. . . ihre Brust flog, ihr Antlitz loderte: eine Furie blickt nicht schrecklicher."[147]) Der Kampf um ihre innere Freiheit schaut aus ihr.

Die Scham der Frau erst recht vor dem Geliebten, die sich in den Kleistwerken so oft nachweisen läßt, erklärt die menschlich zu verstehende Starrheit ihrer Entscheidung. Ihren Eltern gegenüber ist die Marquise fast noch ein Mädchen: in den Szenen mit ihrer Mutter, die ihre Tochter geradezu wie eine Heilige verehrt, oder in dem versöhnenden Zusammensein mit ihrem Vater, das eine so seltsame Erotik ausstrahlt (beides zu erklären aus Kleists starker Veranlagung zum Affekt). Dem Grafen gegenüber verliert sich diese kindliche Weichheit zugunsten einer Strenge und verstandesmäßigen Entschlossenheit, die sie heraushebt aus den andern Kleistischen Frauengestalten: Der Graf wird ihr Gemahl und muß doch auf sie verzichten.

Scheinbar widerspricht es dem Charakter der Marquise, wenn sie dem Grafen „um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen"[148]) dennoch verzeiht. Erich Schmidt fühlte sich durch den laxen versöhnenden Schluß, der „nun das geprüfte Haus mit kleinen Russen bevölkert"[149]), in seinem Empfinden gestört. Daran aber hat unsere Überschätzung des Tragischen wohl Schuld, die uns oft wider menschliches Verzeihen das Richtbeil in die Faust

---

[146]) 264 [22].
[147]) 291 [20].
[148]) 294 [12].
[149]) 132 [14].

zwingt. Wer die harte Prüfungszeit des russischen Grafen auch nacherleben kann, der sehnt sich eben wie Kleist nach der endlichen Versöhnung. Der russische Graf bezeichnet sein Vergehen als „... die einzige nichtswürdige Handlung, die er in seinem Leben begangen hätte, der Welt unbekannt ...", und betont, daß „... er schon im Begriff sei, sie wieder gut zu machen".[150]) Im Gedanken daran und zurückblickend auf das herrliche Schwanenmotiv[151]) dürfen wir getrost den Kleist so widerstrebenden Goethe zitieren mit seinem Widmungswort zur Iphigenie:

Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Die allgütige Versöhnung in der Brust der Marquise ist wohl der schönste Zug des Kleistischen Frauenerlebens.

5. Kapitel:

Die „Verlobung auf San Domingo", der „Zerbrochene Krug" und der „Zweikampf".

Diese drei Kleistdichtungen gehören in einen inneren Zusammenhang; denn Toni, Evchen und Littegarde handeln aus dem gleichen seelischen Gefühl: dem Vertrauen. Aber während Toni und Evchen aus dem absoluten Vertrauen auf den nächsten Menschen ihre innere Haltung herleiten, kämpft Littegarde den ernsteren und schwierigeren Kampf des Ich um den Glauben an Gott.

Obgleich Kleist im „Zweikampf" ungemein tiefer und reifer den realen Existenzkampf des reinen Gefühls gegen das widerstrebende Schicksal darstellt, will ich dennoch nur die „Verlobung" eingehender analysieren, weil sie für Kleists Frauen-Erleben eine tiefere Einsicht gewährt.

Fr. Braig deutet — mir unverständlich — die „Verlobung": „Der Neger, das Kind der Natur, tritt mit der Forderung der Wahrheit zum Europäer, dem Bringer einer fragwürdigen Kultur, und es tut sich eine ungeheure Frage auf, vor der der Dichter erschauert: hier ist die Tragödie der Menschheit."[152])

Der Gesichtspunkt einer rousseauischen Gegenüberstellung von urgesunder Natur und fragwürdiger Kultur, so kleistisch auch der endliche Sieg auf Seiten der Natur ist, scheint mir nicht annähernd ins Kleistwesen einzudringen.

Wieder ist mir das rein persönliche Erleben zwischen den beiden Liebenden gleichzeitig die dynamische Kraft im Geschehen. Die Liebe aber als dynamische Kraft ist wiederum nur möglich, wenn sie für beide Menschen aus dem unbedingten Ich aufsteigt, das sich als absolutes Vertrauen offenbart. Daß auf der

---

[150]) 258 [25].
[151]) 263 [15] ff.
[152]) Braig, S. 457.

einen Seite eine fast kulturlose Mestize, auf der anderen ein kulturerfüllter Europäer steht, ist gleichgültig, zumindest unwesentlich. Im letzten Sinne ist doch der Weiße (bei Kleist) ebensowenig ein Vertreter christlich-europäischer Kultur in seiner Handlungsweise, wie Toni ausschließlich eine Mestize ist. In seinem Denken zwar ist Gustav ein Mensch aus einer hohen Kultur, sein Tun aber ist triebhaft und voller Affekte. Nicht Kulturen, sondern Menschen stehen sich hier gegenüber.

Der Sieg Tonis ist keine Überlegenheit der schwarzen Rasse über die weiße, der Sieg Tonis ist eine Überlegenheit des Weibes über den Mann, ein Sieg des naiven Weltprinzips über das rationale. Die größere seelische Bereitschaft der Frau hat Kleist stets betont. Die Frau ist dem Mann kraft des tiefer in ihr verwurzelten reinen Gefühls stets überlegen. So steht schon Agnes über Ottokar, Elvire über Nicolo, Alkmene über Jupiter selbst, die Marquise über dem russischen Grafen, Eve über ihrem Verlobten, Penthesilea über Achill, Käthchen über dem Grafen Strahl, Natalie über Homburg. Sollte hier etwa nur zufällig in der „Verlobung" die Mestize dem Weißen, nicht das Weib dem Mann überlegen sein?

Den Negeraufstand mit der notwendigen Gegenüberstellung der Rassen hat Kleist nur als äußere Gegebenheit verwertet, aber die seelische Kontrastierung von Mann und Weib war ihm hier innere Nötigung und zugleich der einzige Zweck.

Die Gestalt der Toni vor ihrer Hingabe an Gustav ist fast kokettenhaft gezeichnet mit dichterischer Bewußtheit, um sie später wie Goethe die Bajadere[153]) verklärend emporheben zu können. Und doch hatte Tonis Koketterie eine Grenze:: Babekan ermunterte Toni, „ . . . den Fremden keine Liebkosung zu versagen, bis auf die letzte, die ihr bei Todesstrafe verboten war."[154a]) Dennoch ist ihre Unberührtheit trotz solcher Umgebung das besondere Verdienst Tonis. Das schändliche Tun gegen die Weißen dringt wohl kaum in dem Maße bis an die Wurzel ihres Innern, daß es ihr bewußt werden könnte. Wie alle seine Frauengestalten zeichnet Kleist Toni äußerlich aus und legt um sie einen feinen erotischen Reiz. „Ihr Haar, in dunkeln Locken schwellend, war hier, als sie niederkniete auf ihre jungen Brüste herabgerollt: ein Zug von ausnehmender Anmut spielte um ihre Lippen . . .".[155])

---

153) Schmidt, Erich, 3. Bd., S. 437 unten.

154) 314 31 ff.

154a) Liegt in der Härte des Verbotes ein ganz geringer Hinweis auf eine letzte Reinheit der sonst kupplerischen Babekan? Oder ist das Verbot und die aus ihm sich ergebende Unberührtheit der Toni eine Notwendigkeit für die Komposition? Diese Frage bleibt offen.

155) 327 4.

Das erst fünfzehnjährige Mädchen ist seelisch unberührt wie eine Knospe und tritt erst durch die Berührung mit dem Weißen in ein Stadium der Entwicklung. Dreimal öffnet der Fremde Tonis Innerstes. Einmal, als er gesteht: „Hätte ich dir .. ins Auge sehen können, so wie ich es jetzt kann: so hätte ich ... aus einem vergifteten Becher mit dir trinken wollen."[156]) Man fühlt förmlich das seltene Erschrecken der Toniseele, daß ein Mensch sich ihr blindlings vertraut. Und zum zweiten Mal drängt sich der Fremde in sie, indem er Toni, nachdem er von dem Pestkranken erzählt hatte, fragt, ob sie wohl einer solchen Tat fähig wäre, „‚Nein!' sagte Toni, indem sie verwirrt vor sich niedersah."[157])

Jetzt wird Toni mehr und mehr in eine ihr bis dahin unbekannte innere Haltung hineingedrängt. Die wirklich entscheidende existenzhafte Wandlung zu ihrem ihr jetzt erst bekannten Ich vollzieht sich in Toni durch die Erzählung Gustavs von seiner toten Geliebten; symbolisch spielt Kleist mit beider Mädchen Ähnlichkeit. Der Kleistische Opfermut des toten Mädchens wandelte Toni zur liebenden Frau. „... So übernahm sie, von manchen Seiten geweckt, ein menschliches Gefühl; sie folgte ihm mit einer plötzlichen Bewegung, fiel ihm um den Hals, und mischte ihre Tränen mit den seinigen."[158])

Wenn bis dahin die dynamische Kraft bei Gustav lag, nun geht das Handeln und jede sittliche Entscheidung auf Toni über. „Im Taumel wunderbar verwirrter Sinne"[159]) hat Gustav das Mädchen genommen, aber „er schwor ihr, daß die Liebe für sie nie aus seinem Herzen weichen würde".[160]) So machte sie dieses dreifache Erleben mit ihrem reinen Ich bekannt, und Toni war „entschlossen, im schlimmsten Falle den Tod mit ihm zu leiden ... Denn sie sah den Jüngling, vor Gott und ihrem Herzen, .. als ihren Verlobten und Gemahl an."[161]) Tonis Seele, die sich jetzt so wunderbar entfaltet hat, hängt nur um des Geliebten willen noch mit ihrer alten Welt der Heuchelei zusammen. Im Alleinsein quillt die reine Kraft nach Wahrhaftigkeit in ihr auf. In religiöser Demut gibt sich ihre qualvolle Seele an Maria; an die Mutter aller Schmerzen richtet sie ihre Bitte für die Kraft zu einem offenen Geständnis.

Das Diabolische der Kleist-Tragik, die immer mit Versehen und Zufällen rechnet (wie schließlich auch die Tragik im konkreten Dasein nicht ohne sie auskommt), tritt uns in Tonis ein-

---

[156]) 322 [27]. Unwillkürlich erinnert man sich an die Vergiftungsszene in der „Familie Schroffenstein", V 1298 ff.
[157]) 325 [27] ff.
[158]) 330 [16] ff.
[159]) 331 [12].
[160]) 331 [10].
[161]) 337 [27].

maliger Unentschlossenheit entgegen. Toni will den Geliebten nicht im Schlaf „aus den Himmeln lieblicher Einbildung in die Tiefe einer gemeinen und elenden Wirklichkeit“[162]) herabreißen.

Darin liegt ihre Hybris bis hin zur heroischen Verleugnung des Geliebten, die schon durch Gustavs Erzählung vorgedeutet wurde. Wie Gustav damals beim Opfermut seiner Braut Marianne[163]) zur rettenden Tat nicht fähig war, so auch jetzt nicht. „Blicke voll Verachtung . . .“ schleudert er gefesselt auf Toni, die Treulose, „sie frohlockte bei dem Gedanken, in dieser zu seiner Rettung angeordneten Unternehmung zu sterben.“[164]) Das zeigt den ungeheuren Unterschied der wirklichkeitsbewußten Frau und des nur idealistisch denkenden Mannes. Toni opfert sich in völliger Todesbereitschaft. Gustav vertraut ihrer Liebe nicht.

„‚Ach‘, rief Toni, und dies waren ihre letzten Worte: ‚du hättest mir nicht mißtrauen sollen!‘ “[165])

Es ist der gleiche innere Vorwurf, den Eve im „Zerbrochenen Krug“ ihrem Verlobten macht.

(1. Bd.) V 1164 Pfui, Ruprecht, pfui, o schäme dich, daß du
Mir nicht in meiner Tat vertrauen kannst.
Gab ich die Hand dir nicht, und sagte: ja,
Als du mich fragtest: „Eve, willst du mich?“[165a])

Das Jawort zwischen Ruprecht und Evchen, zwischen Gustav und Toni ist ein heiliges Versprechen, das sie nicht nur bindet, sondern auch dazu verpflichtet: ihr reines Gefühl durch nichts in der Welt verwirren zu lassen. Wer aber einmal diese Übereinstimmung des Ich mit seinem Schicksal aufgegeben hat, der hat sich selbst aufgegeben.

„Ich hätte dir nicht mißtrauen sollen . . .“.[166]) gesteht Gustav. Diese Konsequenz des Schicksals zwingt ihn zum Freitod.

Franck[167]) und Erich Schmidt[168]) sehen keine innere Notwendigkeit des Toni-Todes. „Toni ist ein Menschenkind, das in kurzer Zeit einen ungeheuren Weg zur Höhe einer sittlichen Persönlichkeit gemacht hat. Sie ist bis auf den Gipfel gestiegen, wo „reine Menschlichkeit sich das Glück erzwingt.“ (Franck S. 57.)

Warum will man denn Kleist immer verbessern, indem man bei ihm ein bloßes Zuspät setzt, wo wirkliche Notwendigkeit vorliegt. Tonis Tod ist kein Zufall! Ihr Tod wird notwendig

---

[162]) 340 [17].
[163]) 330 [1] ff.
[164]) 344 [15] ff.
[165]) 351 [18] ff.
[165a]) Fricke, S. 140, sieht in Evens Vorwurf mit Recht die einzige Hinwendung zum Tragischen im „Zerbrochenen Krug“.
[166]) 351 [21].
[167]) Franck, H.: Deutsche Erzähler-Kunst. Trier 1922. S. 57.
[168]) 3. Bd. 132 [5].

in dem Augenblick, da die absolute Beziehung, die Liebe, durch Gustavs Mißtrauen gelöst wurde. Die Entdeckung ihres eigenen Ich brachte in ihr ein dem Weibe gemäßes absolutes Vertrauen hervor; das ist nicht wie bei Gustav ein bloßes Spiel mit dem idealistischen Gedanken, das ist in der Frau die letzte Bereitschaft zur Tat.

6. Kapitel: Penthesilea.[169a])

Schon im „Amphitryon" wurde uns die Erkenntnis, daß nicht die Liebe und ihre Verherrlichung Endzweck der Kleistdichtung war, sondern daß sie nur die höchste Beziehung ist, in der das innere Geschehen, der alleingeltende Vorgang, sichtbar wird, Und das Gleiche gilt bei der „Penthesilea". Göttlich überkommene Tradition hat in Penthesilea das in ihr liegende einmalige schicksalshafte Ich überlagert, das durch die ungeheure Kraft einer absolut persönlichen Liebe wieder an die Oberfläche ihrer Seele geschleudert wird.[169]) Die Spannung zwischen dem als Persönlichkeit geformten Ich und einer volkhaften, jede persönliche Willensregung unterdrückenden Tradition des Amazonenstaates stellt den inneren Konflikt dar. Wieder liegt die schicksalshafte Seinsfrage in dem Herzen einer Frau, wieder einmal ist die Liebe als die reifste Beziehung zwischen zwei Menschen gleichsam der Ort, an dem um Sein und Nichtsein der inneren Freiheit des Individuums gerungen wird. Im „Amphitryon" wurde dieser Kampf fast ausschließlich in der Alkmenenseele in einer mehr geistigen Form ausgefochten, in der „Penthesilea" aber drängt der innere Konflikt nach außen. In einer solchen blutwarmen Sinnlichkeit und in den offenen Naturregungen, so unerhört kühn und doch wieder seltsam weich und keusch, eben als eine Schöpfung halb Furie, halb Grazie — so ist Penthesilea gezeichnet. Aber mag auch äußerlich eine tiefe Kluft zwischen der zarten Alkmene und der wilden Penthesilea liegen, innerlich sind sie beide doch gleiche Naturen, beide in ihrer Anschauung von der Liebe so seltsam weitgehend und so grenzenlos hoch, wie das Leben sie höchstens als Einzelfälle in solchen Formen offenbaren kann. Beide tragen die Liebe zu dem einen Mann als höchste Seligkeit in sich, und ohne dieses besondere Glück könnten sie ihr unnötiges Leben wegwerfen. Die Erotik beider Frauen trägt in ihrer Bewußtheit, in ihrem Willen zum Mann eine starke Aktivität, so wie allgemein der Kleistische Frauentyp erotisch selten passiv ist. In der Penthesileagestalt ist die Aktivität der weiblichen Erotik für alltägliches Denken so bizarr gesteigert, daß Penthesilea eher ein Mann als eine Frau zu sein scheint. Und doch ist Penthesilea kein Androgynentyp, weder im Sinne der Ro-

[169]) Fricke hat eine konsequente, bestechende Analyse gegeben, mit der ich freilich nicht in allem übereinstimmen kann, a. a. O. S. 105 ff.

[169a]) „Penthesilea"-Zitate aus dem 2. Band.

mantik noch im Sinne der Antike, sondern ein Weib, mit einer ganz eigenartigen Natur begabt, die sie wohl weit aus den alltäglichen Frauen heraushebt, aber die sie doch immer noch Weib sein läßt, nicht Mann. Überhaupt ist unser gewöhnliches Denken verbildet, wenn wir Aktivität gleich Mann und Passivität gleich Weib setzen. Daher kommt der häufige Trugschluß, zu meinen, eine Frau könnte Tatkraft nur durch den Verzicht auf ihre Weiblichkeit erringen. Wenn man männliche Seiten in Penthesilea sehen will, dann höchstens in den kriegerischen Szenen.

Doch ehe Penthesilea von ihrer Mutter Otrere die Aufforderung des Gottes vernahm:

V 2138... Du wirst den Peleïden dir bekränzen:
Werd' eine Mutter, stolz und froh, wie ich —

war sie als Weib von dem alkmenenhaften Frauentum.

V 2683 Sie war wie von der Nachtigall geboren,
Die um den Tempel der Diana wohnt.
V 2686 Und flötete, und schmetterte, und flötete,
Die stille Nacht durch, daß der Wandrer horchte,
Und fern die Brust ihm von Gefühlen schwoll.

Kein Zeichen einer kriegerischen Amazone war an ihr.

V 2689 Sie trat den Wurm nicht, ...
V 2891 Den Pfeil, der eines Ebers Busen traf,
Rief sie zurück.

Und ihr Gemüt war von einer Weichheit, die in ihrer Überspannung fast etwas Rührseliges an sich trägt; wie oft sehen die Gefährtinnen Penthesilea in Tränen ausbrechen bei ihrer Mutter Tod und auch in anderen Situationen:

V 2127 In Tränen schwamm ich, Jammervolle
V 2150 — Lange weint' ich,
Durch einen ganzen kummervollen Mond.
V 2200 Und heiße Tränen weint' ich ...

Und nach Achilles' Tod heißt es:

V 2782 Sie wischt sich eine Träne ab.

Diese Züge beweisen evident, wie sehr Penthesilea aus ihrer Natur heraus Frau ist, wie wenig Mannweib. Das muß betont werden, um Penthesileas Charakter nicht zu verzeichnen. Nicht weil sie weniger Frau ist, sondern weil ihre Erotik eine seltene Aktivität in sich trägt, offenbart Penthesilea von sich:

V 1887 — Sie ist mir nicht,
Die Kunst vergönnt', die sanftere, der Frauen!
V 1894 Nicht mit „verschämten Blick, ihn mir zu locken."

Deshalb sucht sie gemäß ihrer völkischen Tradition den Einen im Kampf, ihn zu überwinden.

Doch schon bricht ihre Weiblichkeit durch; da sie ihn niedersinken sieht,

V 1761 Beneidete
Hier diese Brust den Staub, der dich empfing.

Wie könnte auch eine Frau anders empfinden, die wohl im Hinblick auf ihr Ziel Amazone, sonst aber liebendes Weib ist? Penthesilea scheut sich durchaus nicht, ehe noch Achill ein Wort der Zuneigung an sie richtet, ihn in seiner Gegenwart zu bewundern:

V 89 „solch einem Mann, o Prothoe, ist
Otrere, meine Mutter, nie begegnet!"

Diesen jungen Kriegsgott will sie sich mit ihren kleinen Händen bändigen, den sie nur allzugern mit ihren frauenhaften Reizen überwunden hätte,

V 639 Den Übermütigen, der mir an diesem
Glorwürd'gen Schlachtentag, wie keiner noch,
Das kriegerische Hochgefühl verwirrt.

Und ihr tiefster Wunsch:

V 1191 Ich will ihn ja, ihr ew'gen Götter, nur
An diese Brust will ich ihn niederziehn!

Penthesilea ist viel zu sehr Weib, als daß sie nicht auch verspürte, wie sehr sie auf Achill als Frau wirkt, der zuerst doch nur das Weib in ihr begehrt.

V 2456 — Dies wunderbare Weib,
Halb Furie, halb Grazie, sie liebt mich —
V 595 Was mir die Göttliche begehrt, das weiß ich.

Hier treten die gleichen typischen Züge für das starke körperliche Verlangen hervor, das in fast allen Kleistdichtungen als impulsiver Naturtrieb sich durchdrängt. Das will nicht heißen, Kleist lebe sich in den Frauen seiner Phantasie aus, wie eine nur auf das Psychologische gestellte Interpretation es wahr haben will. Nein, aber der lebenswache Instinkt des reifen Mannes eint sich mit dem tiefen Sinn des wahren Dramatikers in Kleist. Mir wird es stets eine seltsame Unverständlichkeit bleiben, wie W. Michel*) u. a. darauf ausgehen, in Penthesilea einen Mann und in Achill das Weib zu sehen. Darüber hinaus soll in der Penthesileagestalt Kleists eigener Liebeshunger befriedigt worden sein. Gewiß ist letzlich jede Dichtung so etwas wie ein Traum bei Tage, ein Phantasiegebilde, das sich darstellt als ein Stück Leben, heiß vom Dichter begehrt, also eine Offenbarung der Seele des Dichtenden. Aber lebt denn ein Künstler nur aus seinem individuellen Wollen heraus, drängt ihm nicht auch aus dem Mitmenschen so elementar der Wunsch nach Leben hervor? Penthesilea will auf Achill als Weib wirken, das ist die Bewußheit in ihrer Erotik, eben ihre Aktivität.

*) Michel, W.: „Penthesilea", die Liebeserfüllung Heinrichs von Kleist. Frankfurter Zeitung Nr. 748, 8. Oktober 1921.

V 1253 Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt.

Im fünfzehnten Auftritt, in dem Prothoe Achills Gefangenschaft der freudig erschreckenden Penthesilea vorgaukelt, dann in jener seltsam-wunderbaren Liebesszene liegt die entscheidende Wandlung der Penthesileennatur begründet. Nun da Achill gefangen, kann sich ihr Schicksal erfüllen, kann sie bekränzen

V 2185 Den Lieben, Wilden, Süßen, Schrecklichen

und freimütig gesteht sie Achill:

V 2186 O Pelide!
Mein ewiger Gedanke, wenn ich wachte,
Mein ew'ger Traum warst du!

Als dann doch das Gaukelbild der Gefangenschaft Achills verflogen ist, da drängt sich nicht die Eitelkeit der im Kampf Unterlegenen in ihr hervor, sondern die zitternde Angst.

V 2282 Du willst mir nicht zu jenem Tempel folgen,
Der aus den fernen Eichenwipfeln ragt?

Es ist die bloße Angst des Weibes, den Mann ihrer Liebe zu verlieren; nichts Männliches ist mehr an ihr, kaum etwas von dem Stolz der kampferprobten Amazone.

V 2295 Du folgst mir nicht? Folgst nicht?

Damit steigt ganz bewußt in Penthesilea der Zweifel an dieses so sieghaft durchgebrochene innere Ich auf, ein Zweifel, der um so schwerer wiegt, als in ihrer Brust noch ebenso stark als Macht die heilige Bestimmung ihres Volkes ruht. Und an diesem Gesetz hat sie sich vergangen, ein Frevel, den kein inneres Gewicht vom Persönlichen her ausgleichen kann, wenn dieses Ich in ihr nicht triumphiert.

Diese Kräfte machen die Tragik der Penthesileennatur aus, aber der Anstoß, die Verschiebung der beiden entgegenstrebenden Pole geht — wenn auch nur äußerlich — von Achill aus. Den Konflikt in Penthesilea nicht ahnend, spielt der kriegerische Achill wie ein Kind mit dem stillen Vergnügen, sich waffenlos von Penthesilea besiegen zu lassen, will ahnungslos ihren schönsten Wunsch erfüllen: ihm im Tempel der Diana ihre Liebe zu schenken. Tragisch ist dieses kindhafte Spiel des naiven Achill, weil die kampfbezwungene Penthesilea, die sich eben dem Achill als Weib in ihrer persönlichen, schicksalsbestimmten Berufung zur Liebe offenbart hat, nicht durchschauen kann, daß alles nur ein Spiel ist. Doppelt tragisch für Penthesilea, weil die Schwere des in ihr ringenden Konfliktes nicht zum Spiel geneigt ist (s. a. Petersen, Goethezeit S. 190/191). In ungläubigem Erschrecken wiederholt sie mehrmals die Frage:

V 2380 u. 2382 Der Sohn des Peleus fordert mich ins Feld?

Mit dieser Kampfforderung ist nach Penthesileas Meinung alles ausgelöscht, was kurz vorher greifbare Wirklichkeit war. Diese

Kampfforderung ist eine ungeheure Schändung ihres Ich, ein maßloser Frevel an ihrem Frauentum.

V 2388 Was ich ihm zugeflüstert, hat sein Ohr
Mit der Musik der Rede bloß getroffen?
Des Tempels unter Wipfeln denkt er nicht...?

Wenn Achill mich liebte, dann würde er mich nicht zum Kampfe fordern, so folgert Penthesilea voller Bangen um den einen Mann. Wenn er mich aber nicht liebt, warum hat er mich zur Gattin begehrt? Und ihre zweifelnde Erkenntnis dringt auf den einzigen Ausweg: Er hat n u r das Weib in dir besitzen wollen.

Seit Tanais' Zeiten hatten alle Amazonen nur dem unpersönlichen Gattungstrieb der Erotik in sich nachgegeben, in Penthesilea aber war erstmalig das wahrhaft liebende Weib erwacht, das in Achill auch den besonderen Mann sieht. Das war die große Revolution ihrer Seele, das war zugleich Schuld und Vergehen gegen das heilige Gesetz ihres Volkes. Im Wissen um ihr persönliches Erleben erfährt sie zugleich die Ablehnung ihrer Seele durch Achill. Damit sie ihre Schuld sühnen kann, muß äußerlich alles Weibliche von ihr abfallen. Innerlich ist sie nie reiner und tiefer Weib als jetzt, da sie mit ihrer Liebe ihr Ich verteidigt. Nun setzt eine Wandlung ein, in der Penthesilea für ihre Umgebung jede Grazie verliert, nur noch Furie ist. Sie, die „Unbegreifliche" — so nennt sie Achill. Und auch Prothoe mußte früher gestehen:

V 1536 Es läßt sich ihre Seele nicht berechnen.
V 1665 Freud' ist und Schmerz dir, seh' ich, gleich ver-
[derblich,
Und gleich zum Wahnsinn reißt dich beides hin.

Vielleicht ist manchem diese Penthesileenwandlung unbegreiflich, wird mancher diese 22. Szene als eine schreckliche Ausgeburt krankhafter Phantasie bezeichnen, um den Dichter wenigstens teilweise zu retten. Ich meine, daß jene Kunstrichter, die mit dem Gedanken an Sadismus und ähnlicher krankhafter Phantasie liebäugeln, diesem Gefühlschaos näher stehen als der Dichter Kleist. Solange die Methoden der Individualpsychologie nur darauf ausgehen, einen Defekt oder eine seelische Minderwertigkeit im Menschen nachzuweisen, muß man ihre Ergebnisse skeptisch werten.

Sofie Lazarsfeld[170]) z. B. leitet die Tat Penthesileens aus ihrer Organminderwertigkeit ab: weil Penthesilea nur eine Brust hat, fürchtet sie als Frau im Kampf um den Mann benachteiligt zu sein. Wilh. Michel deutet die Rache Penthesileens als die Enttäuschung eines unseligen werwölfigen Wesens, dem das fremde Blut, sein einziges Nährmittel, vorenthalten wird. Diese Proben mögen genügen!

---

[170]) L a z a r s f e l d, Sofie: Kleist im Lichte der Individualpsychologie. Jahrbuch d. Kleist-Gesellschaft 1925/26 (erschien 1927), S. 106—32.

Für mich liegt in der Penthesileengestalt eine notwendige Konsequenz, der sich jeder Einsichtige beugen muß: in ihr veredelte sich der allgemein bloße Gattungstrieb zur persönlichen Liebe, damit wird sie sich ihrer einmaligen Existenz bewußt. Selbst liebend glaubt sie nur ungeliebt als Weib begehrt zu werden; das zeigt den hohen Grad ihrer seelischen Reinheit, daß sie vom Geliebten erst recht nicht diese demütigende Schmach erdulden kann. So rächt sie ihr herabgewürdigtes Menschentum.

Aber Penthesileens Liebe ist mit dem Tod des Geliebten nicht dahin, wie keine Kleistische Liebe durch den Tod zerbrochen wird. Jetzt erst gehört er ihr wirklich. Voller Wollust schwelgt sie in diesem Erleben:

V 2835 Ach! — Wie wunderbar.
V 2842 Zum Entzücken!
V 2857 Ich bin vergnügt.
V 2864 Ich bin so selig, Schwester! Überselig!
Ganz reif zum Tod', o Diana, fühl' ich mich!

Mag auch nach außen diese Wahnsinnstat Schauer einflößen, man sollte daran denken:

V 2911 Und doch war es die Liebe, die ihn kränzte!

In ihrer Liebe liegt Penthesileens Schuld und Sühne, aus ihrer Liebe ist diese Kleistische Gestalt zu deuten. Wenn die Liebe aber — wie ich es eingangs zeigte — nur der Ausdruck ist für Penthesileens Übereinstimmung mit ihrem eigenen Selbst, dann war ihr Sterben der „wollüstigste aller Tode“[171]); denn nur in dem Tode liegt für Penthesilea die Freiheit ihres Ich.

7. Kapitel: Das Käthchen von Heilbronn.[171a])

Mit keinem Wort will ich die wissenschaftlich-medizinischen Untersuchungen des „Käthchen“ erwähnen, deren Autoren[172]) auch nicht den geringsten Willen zur Einfühlung in ein Dichtwerk aufbringen. Aber wirklich ernstzunehmende Arbeiten wie die Sauers[173]) und die wertvolle Einfühlung Röbbelings[174]) müssen herangezogen werden.

Sauer versucht von der religiösen Seite an dieses Kleistwerk heranzukommen. Wie in der „Marquise“ betont er den religiösen Zauber der Geburt, die göttliche Ausgießung des Traumes, die Statthalterschaft Gottes auf Erden durch den mittelalterlich ge-

---

[171]) Brief an Marie v. Kleist, 5. Bd. 435[28].

[171a]) „Käthchen“ ... — Zitate aus dem 2. Bd.

[172]) v. Krafft-Ebing, R.: Psychopathia sexualis. Stuttgart 1912, S. 156. — Sadger, I., H. v. Kleist, eine pathograph.-psycholog. Studie. Gegenwart 52. 1897.

[173]) Sauer. S. 102/3.

[174]) Röbbeling, I.: Kleists „Käthchen von Heilbronn“ in: „Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur“, hgg. von F. Saran, Bd. XII. Halle 1913. S. 55—60.

schauten Kaiser. In der Tat weben alle diese Züge, nicht zuletzt Käthchens wunderbare Errettung, das Werk in eine Religiösität, die jeden verblüfft, der sich für diese Dinge den Blick offenhält. Und doch ist jener religiös-mystische Glanz nicht letztes Wesen im „Käthchen", sondern: der Sieg des Gefühlsmäßigen über das Rationale, wenn man will: der Sieg des ewigen Gefühls im Menschen.[174a])

Röbbeling in seiner voraussetzungslosen und wohl gerechtesten „Käthchen"-Würdigung setzt meinem Empfinden nach das „Käthchen gegen den Grafen zurück, wenn er in ihm den Helden des Schauspiels (S. 14) anerkennt, der er doch höchstens am Schluß ist. Käthchens leidende Aktivität bis hin zur sogenannten Feuerprobe bestimmen doch allein des Grafen Handlungsweise und seine seelische Entwicklung. Deshalb ist mir diese Frage so wesentlich, weil mir im Laufe dieser ganzen Untersuchung immer deutlicher zum Bewußtsein gekommen ist, wie sehr die Kleistischen Frauen mit seltenen Ausnahmen dem Mann an gefühlsmäßiger Kraft überlegen sind.

Röbbeling beweist seine tiefe Einfühlung durch die symbolische Ausdeutung der Silvesternacht für den Grafen: „Der Sinn des ganzen Erlebnisses von der Schwermut bis zur Krankheit und dem Erlebnis der Silvesternacht ist klar: es ist eine Krisis des „innersten Gefühls", die durch unmittelbares Eingreifen der Gottheit gelöst wird." (S. 36) Darin aber liegt keine bloße Zufälligkeit, daß gerade Käthchen die Vision in solcher Deutlichkeit erlebt, während Graf Strahl das Gesicht der ihm verheißenen Frau nicht sieht. Damit scheint mir Kleist von vornherein anzudeuten, daß Käthchen konsequenter und stärker dieses Traumbild in sich trägt, weil sie die innere Beziehung zu ihrem gefühlsmäßigen Lebensquell hat.

Die Käthchengestalt ist mit allen kleisteigenen, frauenhaften Zügen begabt. Käthchen ist „. . . . funfzehn Jahre alt . . ."[175]) und „ein Wesen von zarterer, frommerer und lieberer Art müßt ihr euch nicht denken . . ."[176]) Auf ihr liegt ein wunderbar-märchenhafter Glanz und eine magisch innere Schönheit, daß es scheint, „. . . . als ob der Himmel von Schwaben sie erzeugt . . ."[177]) hat. Sie ist ein fröhliches Menschenkind,

---

[174a]) Petersen, Kleist u. Tasso, S. 347 oben, sieht in der „Käthchen"-Religiösität ein Residuum, das aus dem Plan „Peter der Einsiedler" stammt.

[175]) 2. Bd. 183 [16]. Kleist zeigt in seiner Dichtung besondere Vorliebe für die Gestaltung der vom Leben ungeformten Mädchen. Agnes, Käthchen, Toni sind alle fünfzehnjährig, auch Eve ist „blutjung gefirmelt kaum" (V 1239).

[176]) 183 [21].

[177]) 183 [30].

„. . . gesund an Leib und Seele, wie die ersten Menschen . . ."[178]) Der Zauber ihrer überirdischen Reinheit läßt sie wie einen Engel erscheinen. Aber obwohl sie mit allen irdischen Gütern gesegnet ist, dennoch liegt in ihrer Seele eine überaus glückhafte Bescheidenheit, ihre „. . . Seele bewahrte der Himmel vor Stolz".[179]) Rein und unberührt will sie ohne eigenes Verlangen sich dem jungen Friedeborn zum Weib geben, nur aus selbstloser Liebe zum Vater. Da geht mit der Silvesternacht eine ungeahnte Wandlung in ihr vor: ihre wunschlos gerichtete Seele schaut den ihr von Gott verheißenen Mann im Traum. Es ist symbolhaft das Erwachen der Käthchenseele. Weil es nur im Schlaf geschieht, darf man von keiner Bewußtheit reden. Gewiß ist auch hier der Schlaf gleichnishaft die andere Welt, d. h. die innere, aus der Käthchen ihre Vision erlebt.

Mag auch nach außen dieses Traumerleben den Käthchencharakter nicht wandeln, denn noch immer ergibt sie sich selbstlos dem Willen des Vaters, so wird doch wohl in ihr die Gewißheit wach liegen, daß Gott ihr den edlen Ritter auch in Wirklichkeit zeigen wird.

Und am Pfingsttag tritt sie ihm gegenüber. „Leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verschränkt, den Boden mit Brust und Scheiteln küssend, stürzt sie vor ihm nieder."[180]) Jetzt wirkt erstmalig der sympathetische Zug zwischen beiden — für sie allein unbedingt — gottgewollt und untrennbar durch Menschen. Dieses magisch-göttliche Band läßt sie bei des Ritters Fortgehen aus dem Fenster stürzen, d. h. in dem dichterischen Zusammenhang: es gibt für Käthchen keine irdischen Grenzen mehr, sie wird stets bei dem Grafen sein, aber in völliger Unbewußtheit, aus dem unerklärlichen Zwang ihres Ich. „Wie ein Hund, der von seines Herren Schweiß gekostet, schreitet sie hinter ihm her; . . . liegt jetzt, einer Magd gleich, in seinen Ställen, und sinkt, wenn die Nacht kömmt, ermüdet auf die Streu nieder, die seinen stolzen Rossen untergeworfen wird."[181]) Mag auch der Graf, der dem Gefühl so wenig Raum in sich gibt, ihr Tun verkennen, unwillig zur Peitsche greifen, um das magische Band zu durchhauen, das ihn wissentlich an Käthchen bindet, dennoch regt sich auch in ihm langsam die Kraft, die von Käthchen ausstrahlt. Doch der mittelalterliche Standesunterschied (als ernstzunehmende notwendige Voraussetzung dieses Werkes wie Käthchens kaiserliche Abstammung) und die Verheißung auf eine Kaisertochter lassen den Grafen eine Beziehung zwischen Käthchen und seinem Traumerleben nicht ahnen, weil er noch nicht aus dem Gefühl heraus glauben kann. Nur

[178]) 183 [17].
[179]) 184 [18].
[180]) 186 [14].
[181]) 188 [7] ff.

Käthchens existentieller Gefühlsglaube geht unbeirrt den richtigen Weg. Aber immer wieder: unbewußt ist ihr das Warum ihrer inneren Haltung. Selbst der Graf bekommt keine andere Antwort: „Auf das, was du gefragt: ich weiß es nicht.“[182]) Die Ratio ist ihr nicht bewußt, aber im Gefühl liegt für Käthchen die tiefe Berechtigung ihres Tuns; denn einmal streift visionsartig wie ein Blitz ein Käthchenwort das Silvestergeschehen. „Was fragt Ihr doch? Ihr wißt's ja!“[183]) Erst des Grafen Gebot, von ihm zu gehen, bannt sie aus seiner Nähe. Obwohl ihr Gefühl absolut sicher ist, will sie den Stolz ihres Frauentums nicht preisgeben. In einem Kloster will sie sich Gott weihen. Da erfährt sie von einem Anschlag auf den Grafen. Trotz seines Verbotes eilt sie selbstverständlich zu ihm. Sie wagt sogar für des Grafen Verlobte, die „schöne“ Kunigunde, ihr Leben. Sie ahnt wohl dabei, daß diese Frau ihren Glauben nie erschüttern kann. Denn Kunigunde ist ein bloßer Maschinenmensch, in voller Gegensätzlichkeit, zu Käthchen konstruiert. Kunigunde ist innerlich hohl und seelenlos, äußerlich dem Schein nach von einer Käthchen ebenbürtigen Schönheit, nur aus Berechnung von seelischer Güte und (damit der Graf in unumstößlicher Gewißheit sie in Zusammenhang mit seiner Traumvision setzt): aus kaiserlichem Geschlecht. Dieser konstruierten Marionette steht Käthchen in ihrem reinen unbeirrten Gefühl nie unsicher gegenüber.

Als Gott mit einem Wunder in die „Feuerprobe“[184]) eingreift, da erst erwacht des Grafen Gefühl für Käthchens Unbeirrbarkeit. Zum ersten Male wird er intuitiv sehend, bis er von dem schlafenden Käthchen die Gewißheit ihrer göttlichen Sendung erfahren hat. Die innerliche Gewißheit, die vom ersten Augenblick an schon in der Frau lag, sie überkommt jetzt auch den Mann, jene metaphysische Unbedingtheit im Gefühl siegt auch im Grafen Strahl über die Ratio. Allein aus dem Gefühl heraus ersehnt er die Erfüllung der Traumvision. Im Hinblick auf diese Erfüllung drängen sich nun erst erotische Momente in das Verhältnis der beiden Menschen. Graf Strahl zu Käthchen:

> Zuerst, mein süßes Kind, muß ich dir sagen,
> Daß ich mit Liebe dir, unsäglich, ewig,
> Durch alle meine Sinne zugetan.[185])

In dieser Liebeserklärung bringt Kleist wieder den Vergleich mit dem Hirsch, der ebenso in der Hermannsschlacht[186]) und auch sonst anklingt (Ideenmagazin).

---

[182]) 198 [11].
[183]) 190 [14].
[184]) „Käthchen“ III, 14 und „Erdbeben“, S. 300 [7] ff. nach Art der Benutzung des „Ideenmagazins“ für die Kleistbriefe.
[185]) 308 [4].
[186]) V 2361 ff.

Der Hirsch, der, von der Mittagsglut gequält,
Den Grund zerwühlt, mit spitzigem Geweih,
Er sehnt sich so begierig nicht,
Vom Felsen in den Waldstrom sich zu stürzen,
Den reißenden, als ich, jetzt, da du mein bist,
In alle deine jungen Reize mich.[187])

Es ist nur ein schönes Zeichen der Käthchenscham, daß sie des Grafen Worte nicht verstehen will.[188]) Kleist hebt durch die Bemerkung: „Käthchen wird schamrot"[189]) ihre Unberührtheit hervor. Gerade dieser Zug der Reinheit und Unantastbarkeit in seelischer wie in körperlicher Beziehung ist ein Wesensmerkmal der Kleistischen Frauengestaltung.

8. Kapitel: Die „Hermannsschlacht".[189a])

Der Kleistischen Konzeption nach liegt in den Thusnelda-Szenen nicht nur ein untergeordneter Sinn oder etwa vom Dramatischen her die Absicht, durch das Moment der Gegensätzlichkeit zu wirken, sondern die ganz bewußte Parallele zu der großen nationalen Erhebung, in der ein Volk bereit ist, sein Ich gegen das äußere Schicksal durchzusetzen wie ein einzelner Mensch. Hier nur in kleinem Maßstabe, aber mit der gleichen grausam notwendigen Konsequenz, deren Opfer auf der einen Seite Ventidius, auf der anderen Aristan ist.

Thusnelda ist eine von den wenigen Kleistischen Frauengestalten, die, wie Alkmene, eine wissende Frau ist, nicht wie Agnes, Evchen, Penthesilea, Käthchen noch Jungfrau, die den Mann körperlich noch nicht in sich erlebt hat. Thusnelda und Alkmene haben, ganz allgemein betrachtet, die Aufgabe, ihre Ehe heilig zu halten. Wenn aber für Alkmene der Gedanke an eine Verletzung der Ehe schon ein ungeheurer Frevel war, so ist doch Thusnelda bedenklich nahe, in ihrer Einfalt und Naivität, wenn nicht die letzte Dummheit zu begehen, so doch gern ihrer Eitelkeit ein Opfer zu bringen. Und doch ist Thusnelda wieder nicht eitel und verbittet sich auch die geringste Annäherung des Römers. — Das ist das scheinbar Widersprechende im Charakter der Thusnelda. Einmal versagt Thusnelda dem Römer eine bloße Locke, ein andermal läßt sie sich wie eine Römerin frisieren. Hier liegen einige Unebenheiten, die seelisch zu dürftig motiviert, aber doch von innen her begründet sind. Niejahr[190]) sieht in der Diskrepanz der Szenen II 7 und III 3 verschiedene Fassungen. Dieser Ansicht gegenüber steht die meine: Die Lockenablehnung soll dem eigent-

[187]) 308 [7] ff.
[188]) 308 [14].
[189]) 308 [13].
[189a]) Zitate der Hermannsschlacht, 2. Band.
[190]) „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte." Bd. 6 S. 427 ff. unten.

lichen Thusneldacharakter entsprechen. Eine reine Frau gibt sich einem anderen Mann auch nicht in Gedanken. Später aber fällt Thusnelda in Schuld, weil sie vom Weg des Konsequenten, ihr Gemäßen, abgewichen ist. Das ist die Wandlung in ihrer Haltung. Nur weil sie sich endlich wieder ihres reinen Frauentums bewußt wird, verhängt sie die grausame Strafe über den erotisch lüsternen Ventidius. So ist Thusnelda in II 7 und zum Schluß die gleiche unnahbare Frau. In III 3 aber liegt ihre Schuld, die sie als solche eingesteht. Diese Schuld aber trifft zum größeren Teil ihren Mann, der lächelnd das Werben des Römers um Thusneldas Gunst mitansah. Thusneldens Wissen um diese Dinge und ihre Empörung offenbart nur ihr reines Wollen.

Vers 651 Wenn irgend dir dein Weib was wert ist,
So nötigst du mich nicht, das Herz des Jünglings [ferner,
Mit falschen Zärtlichkeiten, zu entflammen.

In einem schwachen Augenblick aber hält sie des Römers Liebesbeteuerungen für echt. Da führt Hermann sie wieder auf den rechten Weg:

V 665 Ich glaub', du bild'st dir ein, Ventidius liebt dich?
V 667 So, was ein Deutscher lieben nennt,
Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht, wie ich dich?"

Damit deutet Kleist ganz bewußt die Liebe des deutschen Menschen als eine ganz besondere, die in der bloßen sexuellen Beziehung sich nicht erschöpft.

Hier betont Kleist den Unterschied zum römischen Wesen, das an der deutschen Innerlichkeit und seiner Treue zerbrechen soll. Der Römer begehrt aus einer Lust heraus, der Deutsche aus der Liebe. Thusnelda fühlt sich geschändet durch das körperliche Wollen dieses Römers, der ihr das innere Gefühl verwirrte.

V 2360 Thusnelda! Komm und lösche diese Glut,
Soll ich, gleich einem jungen Hirsch,
Das Haupt voran, mich in die Flut nicht stürzen![191])
V 2371 Sie auch
Ist in das Affenangesicht verliebt!

sagt Thusnelda von ihrer Dienerin. Damit gesteht sie ihr eigenes Vergehen ein. Um es zu sühnen, muß der Römer der dämonisch-grausamen Strafe verfallen, bei der Thusnelda nur Furie und gar nicht Grazie ist. Und doch ist mit dieser sühnenden Tat die seelische Haltung in Thusnelda erschüttert. Das Weib in ihr ist doch zu zart; „sie fällt in Ohnmacht", heißt es in der Regiebemerkung, (Vers 2423), ähnlich wie Penthesilea ihre Schreckenstat auch nur im Wahnsinn tat. Diese Ohnmacht ist nur Symbol für die Gesundung der verwirrten Sinne in Thusnelda — so wie alle Kleisti-

[191]) Ideenmagazin, vgl. Zitat 187.

schen Gestalten der Ohnmacht bedürfen, wenn sie eine starke innere Wandlung durchmachen. Wenn Thusnelda wieder erwacht, ist aller Makel von ihr abgefallen, der auf ihr lag, sei es auch nur im Denken.

Wenn auch nicht immer eines Dichters eigene Meinung über die von ihm geschaffenen Charaktere wirklich einleuchtend ist, soll dennoch Kleist einmal mit seinem Urteil über Thusnelda zu Worte kommen:

> „Meine Thusnelda ist brav, aber ein wenig einfältig und eitel, wie heute die Mädchen sind, denen die Franzosen imponieren; wenn solche Naturen zu sich zurückkehren, so bedürfen sie einer grimmigen Rache."[192])

Das klingt klug und kalt, als wäre Thusnelda ein Ergebnis äußerer Logik. Für den Verstehenden aber steht die Thusnelda-Gestalt trotz ihrer knappen Zeichnung deutlich genug auf der Linie hin zur alkmenenhaften Keuschheit einerseits, wenn sie auch nur selten von jenem seltsam beglückenden, weichen Frauentum ist, und zum anderen ist sie ein Teil jener Penthesilea-Gestalt, die Furie und Grazie eint, um ihre weibliche Reinheit zu wahren.

9. Kapitel:

Natalie in „Prinz Friedrich von Homburg".[192a])

Innerhalb dieses Werkes fällt scheinbar nur ein mattes Licht auf die dargestellten Frauengestalten. Weder Natalie noch die Kurfürstin sind in so ausschließlichem Maße die Künder der Kleistexistenz, wie es Alkmene, Penthesilea oder das Käthchen waren. Aber wenn Natalie das Kleistische Lebensgefühl nicht so konkret und vielgestaltig offenbart, dann ist es mehr eine Folge der dichterischen Konzeption, die den Prinzen und den Kurfürsten an die Oberfläche des inneren Vorgangs[193]) bringt. „Natalie aber lebt", wie Gundolf[194]) empfindet, „denn auch mehr aus dem Licht des Prinzen heraus als aus ihrem eigenen. Sie ist dichterisch ein Geschöpf seiner heldischen Liebe, dramatisch ein Erfordernis des Raums, worin er seine Zartheit ausleben kann". Gundolf, der mit seinem Urteil nur im Bannkreis der deutschen Klassik steht, kann deshalb wohl kaum eine innere Beziehung zu den Kleistischen Menschen hegen, weil sie durchaus nichts Klassisches an sich haben; sondern nur (und das immer) reale, konkrete, blutvolle Menschen

---

[192]) Erich Schmidt 2. Bd., S. 319 [26]; nur ähnlich (?) zitiert bei Biedermann a. a. O., S. 166 unten.

[192a]) Zitate aus dem 3. Band.

[193]) Der innere Vorgang im „Prinz v. Homburg" ist für mich: die Wandlung vom bloßen subjektiven, willkürlichen Gefühl zu einem normativen, ewigen und darum vor Gott verantwortlichen. Der Prinz wie der Kurfürst haben in gleicher Weise Anteil an diesem inneren Vorgang. Ähnlich deutet G. Fricke.

[194]) Gundolf a. a. O., S. 150 [31] ff.

sind, nicht Träger einer Idee, die vermöge der Intensität dieser Idee erst leben (im Sinne der Klassik). Natalie ist kein bloßes Erfordernis des Raumes, sondern ein Mensch, eine Frau und im besonderen eine Frau im Sinne Kleists, seinem Erleben gemäß. Und die Liebe ist für Kleist — das trat immer wieder bei der Betrachtung seiner Dichtung hervor — die erste und heiligste Beziehung des Ich zum Du, die Lebensatem ist für die Individuen, wie das Gemeinschaftsgefühl der Sauerstoff ist für ein Volk.

Und wäre die Kleistliebe und damit Natalie nur eine raumfüllende Zartheit, dann müßte der zum ewigen Gefühl geläuterte Homburg sie verschmähen, wie er sie vorher ungewandelt, aus bloßem subjektiven Wollen heraus begehrt hatte.

Für den alltäglichen, nur aus allzumenschlichem Gefühl handelnden Homburg ist Natalie nur eins von den drei nicht zu trennenden Wunschdingen seiner Traumphantasie:

V 1666 Jungfrau und Lorbeerkranz und Ehrenschmuck

oder ins Allgemeine gedeutet: Liebe und Ruhm, Achtung und Anerkennung in der Welt. Aber das eine wie das andere sind nur erstrebenswerte Ziele, die ihn wohl beglücken, aber in seiner Existenz nie wandeln könnten. Daß Homburg zunächst nicht im Sinne Kleists liebt, d. h. ewig, d. h. religiös, das Endliche, Einmalige überwindend, das liegt in der oft unverstandenen Szene des Todesgrauens (III 5).

Der aus der Endlichkeit seines Gefühls nach Liebe strebende Homburg schaudert zurück vor der Endlichkeit seiner Existenz, die ihm durch das offene Grab bewußt wird. Um sein endliches Dasein zu erhalten, will er Natalien entsagen, deren Liebe er bisher kaum würdig war.

V 1022 Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.
Nataliens, das vergiß nicht, ihm zu melden,
Begehr' ich gar nicht mehr, in meinem Busen
Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht.

Gewiß ist Homburgs Liebe nicht verlöscht, aber wer das liebe Ich mehr liebt denn das besondere Du, der ist einer Liebe im Sinne Kleists nicht fähig. Was das Besondere, Einmalige einer kleistisch erlebten Frau ausmacht, das offenbart Natalie nach Homburgs Verzicht.

V 1083 Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
Mein Herz begehrt sein und gesteht es dir;
Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen —
V 1087 Ich will nur, daß er da sei ...

Wieviel stärker und reiner trägt doch Natalie die Liebe in sich, und wieviel mehr gilt diese Beziehung für sie, die aus reinem Gefühl liebend selbst sich opfern will, denn das bedeutet doch für Natalie der Verzicht auf ihre Liebe. Verwirrt durch Homburgs Todesgrauen aber muß sie gestehen:

V 1171 . . . so ganz
Unheldenmütig träfe mich der Tod
In eines scheußlichen Leun Gestalt nicht an!

Das entspräche auch in keiner Weise Nataliens Lebenshaltung, die wie alle Kleistischen Frauen, aus dem reinen ewigen Gefühl handelnd, getrost der Endlichkeit ihrer Existenz entgegensieht. Für dieses besondere Lebensgefühl haben Alkmene und Penthesilea und auch Natalie ein Organ. Wie jauchzt Natalie auf, als endlich auch Homburg sich zu diesem ewigen Lebenswillen durchgerungen hatte:

V 1386 Nimm diesen Kuß! — Und bohrten gleich
zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: du gefällst mir!

Jetzt erst ist Homburg der Natalie wahrhaft würdig, jetzt erst erlebt er die Liebe in dem realen Kleistsinn als die heiligste Beziehung zwischen zwei Menschen, die in ihrer Allgewalt die Individuen trägt und ihre Existenz auch über den Tod hinaus verewigt. Homburg hat sich erst im bitteren seelischen Kampf die aus dem Herzen aufsteigende Erkenntnis für die innere Berufung erworben, aber in Natalie lag schon von Beginn jenes auf das Ewige gerichtete Vermögen. Natalie ist nie wirkliche Heldin im Geschehen dieser Dichtung. Abseits steht sie im Schatten, nur ganz selten fällt ein Lichtstrahl auf ihre Gestalt. Aber wenn Natalie vom Licht übergossen auf uns schaut, dann ahnen wir den Glanz von Kleists Seele, der aus ihren Augen leuchtet. Dann wird uns bewußt, daß auch sie ein Ideal seiner Sehnsucht ist. Auch in Natalie singt Kleist

> „das Hohelied von der Wirkung der reinen Mädchenseele auf das Gemüt des Mannes, der zur Harmonie und Klarheit über sich selbst geführt wird . . . von der unbeirrbaren Gefühlssicherheit des Weibes."[195])

In Abwandlung des zitierten Gundolfwortes können wir von Natalie sagen: sie ist in jeder Beziehung ein Geschöpf der Kleistischen Liebe.

---

[195]) Kluckhohn, P.: Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik. Halle/S. 1922. 640 S. Der Verfasser wirft nur einen ganz kurzen Blick auf Heinrich von Kleist. S. 609—12. Aber seine knappe Skizze genügt mir für die Feststellung, daß des Verfassers Ergebnisse und die meinen im wesentlichen die gleichen sind. Das ist für mich sehr erfreulich, eben weil ich, unbeeinflußt von irgendeiner Seite vorurteilslos meinen Weg gegangen bin. Kluckhohns Skizze lernte ich erst nach Abschluß meiner Arbeit kennen.

§ 3: Ergebnis der Dichtungsbetrachtung.

Es ist eine typische Eigenart der Kleistdichtung, daß der Frau eine so weitgehende Bedeutung eingeräumt wird. In mehreren Werken („Amphitryon", „Penthesilea", „Käthchen", „Marquise . . .", „Verlobung . . .") steht die Frau im Mittelpunkt der Darstellung, während dem Mann nur eine periphere Bedeutung zusteht. Diese besondere Geltung der Frau erstreckt sich etwa nicht nur auf die äußere Situation, sondern geht dann auch auf die innere über: die Frau ist Trägerin des Problems. Ein ewiges reines Wollen lebt in der Frau, das im Gegensatz steht zu dem dunklen Gefühl, das nur der bloßen subjektiven Willkür lebt. Dieses besondere Lebensgefühl aber, das „Erstgefühl" drängt die Frau mit einer religiösen Bestimmtheit auf ihre Berufung. Diese Berufung liegt in der Liebe, die weit davon entfernt, nur Erotik zu sein, hier auf Erden in der Endlichkeit einen Ewigkeitssinn herausstellt; denn der Tod hebt die Absolutheit der Liebe nicht auf. Diese Liebe, die heiligste Beziehung zwischen zwei Menschen, wird durch das reine Gefühl der Frau erhalten, umkämpft selbst gegen den Geliebten, selbst bis in den Tod. Das ist das geistige Problem der Frau, wie Kleist es einzigartig in sich erlebte. Aber neben diesem geistigen Erleben der Frau kennt Kleist auch ein psychisches. Die Liebe der Kleistischen Frauengestalten strömt eine lebensnahe Erotik aus, die mit einer so heißen Unbändigkeit das Leben liebt, daß man, mit Unrecht, so oft diese Erotik als Alleinzweck angesehen hat. Die hungrige Unbändigkeit des erotischen Lebenssinnes trägt in die Erotik auf seiten der Frau oft aktiv-männliche Züge hinein, die einer frauenhaften Scham des Alltags garnicht entsprechen. Aber diese Frauen Kleists wollen garnicht verschämt sein, weil in ihnen ein tieferer schönerer Sinn lebt: sie sind unbedingt keusch. Ob die dargestellten Frauen schon verheiratet sind oder noch unberührte Mädchen, der Sinn für diese seelische Unberührtheit geht ihnen nie ab, stets ist ihnen eine tiefempfundene Keuschheit eigentümlich.

Reinheit, Zartheit und ein lebenstiefer Sinn, die Fähigkeit zur unbedingten Hingabe, die Entschlossenheit bis in den Tod, ihr „Erstgefühl" zu wahren, das sind die wesentlichen und die erlebnishaften Züge, die aus den Frauen der Kleistdichtung sprechen und sie kennzeichnen als die lebensvollsten, schönsten Gestalten der deutschen Dichtung.

III. TEIL

Zusammenschau von Leben und Dichtung

Das Leben Kleists hat uns aus dem vorliegenden Briefmaterial kein Frauen-Erleben in der ausgesprochenen Art aufgezeigt, wie die Kleistdichtung es erkennen läßt. Wenn wir von der Dichtung einen Rückblick auf Kleists Leben werfen, offenbart sich uns deutlicher ein geistiges Erleben der Frau, das in den Briefen nur angedeutet wird durch Kleists dauernde Hinweise auf die Güte des Weibes, die eben der entsprechende Ausdruck ist für das von den Frauen vertretene reine ewige Gefühl. Was uns bei der Betrachtung des Kleistlebens als bloße rationelle Erkenntnis erschien, muß doch nachträglich auf Grund der Dichtung als tiefes geistiges Erleben gewertet werden. Aber dieses geistige Erleben ist doch nur ein wichtiger, nicht der vollständige Ausdruck für Kleists Frauen-Erleben. Gerade die psychische Seite im Erleben, als deren Wesensbestandteil die Erotik uns in der Dichtung bekannt wurde, fehlt in der Kleistexistenz völlig. Gewiß trat der Eros in der Form des mütterlichen Prinzips als eine Hauptforderung des Menschen Kleist auf. Aber auch das ist wieder nur e i n Wesenszug des Eros, nicht sein Gesamtwesen. Eine seltsame und unerklärliche Tatsache bleibt es, daß gerade das Mütterliche (in einem schönen Sinne) innerhalb der Dichtung so wenig hervorgehoben wird. Eustache, die Kurfürstin, in Nebenzügen auch Lisbeth („Michael Kohlhaas"), die Marquise und Josephe („Erdbeben . . .") lassen immerhin ihr mütterliches Wesen erkennen.

Abgesehen von diesem Mangel aber zeigte die Dichtung ein Erleben der Frau in einer so offensichtlichen Lebensnähe, mit allen Zeichen eines ganz realen Erlebens, daß wir betroffen sind über die weite Lücke, die sich zwischen Leben und Dichtung unserem Auge offenbart. Wo ist die höhere Einheit, in der dieses anscheinend Unfaßbare seinen einigenden Sinn erfährt? Wo liegt das tiefere Begreifen, das beides in sich schließt? Ist im äußeren Leben Kleists — uns unbekannt — doch Raum und Möglichkeit gewesen für ein Erleben der Frau in einer alles umfassenden Form? Oder konnte das in Kleist drängende Wollen, seine von ihm selber bekannte Sehnsucht — freiwillig oder unfreiwillig — nicht den Weg nach draußen finden? Liegt vielleicht hier ein Hinweis auf die unerhört kühne Erotik der Kleistdichtung derart, daß dieses unbändige Wollen sich eben wegen des Übermaßes seiner Kühnheit nur in der Dichtung so ausschließlich niedergeschlagen hat?

Das sind tappende Schritte im unbekannten Dunkeln, Vermutungen, die zwar Wahrscheinlichkeit besitzen, aber nicht den Wert einer vollständigen Lösung in sich tragen. Über diese Frage

nach der Herkunft des Frauen-Erlebens in Kleist, die bei der Lückenhaftigkeit des vorliegenden Materials vorerst nicht gelöst werden kann, wollen wir aber den Dank nicht vergessen, den Deutschland seinem größten Frauendichter schuldet. Denn wo immer wir uns auch umschauen in deutscher Dichtung nach Frauengestalten, die echt und tief aus innerem Erleben aufgestiegen sind, es gibt wohl keine, die einer Alkmene nahekommt. Und ich kenne keinen deutschen Dichter, der das Keusche und das Sinnliche, das Geistige und das Körperliche der Frau so einzigartig bindet, wie unser Heinrich von Kleist.

Verzeichnis der mehrfach angeführten Schriften

von Biedermann, Frhr., Fl.: Heinrich von Kleists Gespräche, Berlin, 1912.

Braig, F.: Heinrich von Kleist. München, 1925.

Cassirer, E.: Idee und Gestalt. Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist. 2. Aufl. Berlin, 1925.

— Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie. Berlin, 1919, 4°.

Fricke, G.: Gefühl und Schicksal bei Heinrich von Kleist. Berlin, 1929.

Füller, Franziska: Das psychologische Problem der Frau in Kleist's Dramen und Novellen. (Maschinenschrift-Exempl., Staatsbibliothek Berlin.) Bonn, Phil. Dissert. vom 21. 12. 1921.

Gassen, K.: Die Chronologie der Novellen Heinrich von Kleists. Weimar, 1920.

Gundolf, Fr.: Heinrich von Kleist. Berlin, 1922.

Hellmann, Hanna: Heinrich von Kleist. Darstellung des Problems. Heidelberg, 1911.

Hoffmann, Paul: Zwei Daten zur Lebensgeschichte Kleist's. Vossische Zeitung 179 v. 3. 8. 1930.

Meyer-Benfey, H.: Das Drama Heinrich von Kleists. 2 Bände. Göttingen, 1911—13.

Minde-Pouet, G.: Neue Briefe Heinrich von Kleist's. Deutsche Rundschau 1914, S. 112 ff.

Petersen, J.: Aus der Goethezeit. Gesammelte Aufsätze zur Literatur des Klassischen Zeitalters. Leipzig 1932.

— Heinrich v. Kleist und Torquato Tasso. Studie über literar. Einfluß i. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Bd. 31 (1917). S. 273—89. 337—59.

Sauer, A.: Zu Kleist's Amphitryon. Euphorion XX. 1913. S. 93 ff.

Schmidt, Erich: Heinrich von Kleist's Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig. Herausgeg. von Erich Schmidt. Leipzig und Wien 1904/05. 5 Bde.

Unger, R.: Herder, Novalis, Kleist. Frankfurt/Main, 1922.

Wünsch, H.: Zwei bisher unbekannte Briefe Heinrich von Kleists. Maximilian-Gesellschaft Berlin 1934 mit einem Nachwort von Herbert Wünsch.

Lebenslauf

Am 3. Juli 1909 wurde ich in Berlin geboren als Sohn des Schneidermeisters Johann Semela und seiner Frau Luise, geb. Bauer. Bis zum Einjährigenexamen besuchte ich das Realgymnsium zu Berlin-Reinickendorf-Ost. Die Reifeprüfung bestand ich auf der Humboldt-Oberrealschule in Berlin-Tegel zu Ostern 1929.

Seit der Zeit bin ich an der Universität Berlin in der philosophischen Fakultät immatrikuliert. Meine Lehrer waren die Herren Professoren: Herrmann, Hübner, Köhler, Lietzmann, Neckel, Petersen, Rosenfeld, Reinhold und Erich Seeberg, Spranger, Witte.

Ganz besonderen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. Max Herrmann, dem ich die Anregung zu dieser Arbeit verdanke und der mich aufopfernd bis zum Schluß betreut hat.